Vom Geist unserer Zeit

Max Wundt

Max Wundt

Vom Geist unserer Zeit

Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht
sein Geschöpf, leiste deinen Zeitgenossen, aber
was sie bedürfen, nicht was sie loben

Schiller

Zweite Auflage

J. F. Lehmanns Verlag, München
1922

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., München-Freising.

Meinen Kampfgenossen
den lebenden und den toten.

Das Leben der Völker scheint einem eigentümlichen Zeitmaß zu gehorchen Auf Abschnitte großer äußerer Erfolge, in denen der Geist das Dasein auf allen Gebieten nach seinem Willen gestaltet, folgen andere, in denen er sich ganz auf sich zurückwendet, nur mit sich selbst beschäftigt ist und all jenes Äußere vergißt oder als nichtig verachtet Auf den Lärm großer Taten folgt stilles Besinnen Es ist, als ob der Geist müde wäre von zu vieler Arbeit und nun bei sich selber Einkehr hielte, um Ruhe und Sammlung zu finden für neue Taten.

Irre ich nicht, so ist für uns Deutsche wieder eine solche Zeit des Sinnens angebrochen Nicht als ob ich glaubte, das lärmende Gezänk der Parteien würde so bald verstummen Aber die großen Worte, welche uns hier entgegentönen, dereinst von glühendem Leben erfüllt, sind hohl geworden, durchlöchert von Selbstsucht und Machtgier, und geben wie eine alte Trompete, deren Klänge früher einmal die Herzen der ganzen Schwadron begeisterten, nur noch schrille Mißtöne von sich Aus diesem Lärm redet nicht der Geist unserer Zeit Er ist in die Stille geflohen, und wo anders sollte er auch eine Stätte finden, da uns so viele Wege zum äußeren Wirken verstellt sind, und so viele edle Kräfte durch den Haß unserer Feinde oder den Neid der eigenen Volksgenossen rasten müssen? Darum ist für uns Deutsche wieder eine Zeit des Sinnens angebrochen

Wenn der Deutsche anfängt zu sinnen, so besinnt er sich auf sich selbst Andere Völker mögen andere Gegenstände ihres Sinnens haben ihren Gott — oder ihr Geld, ihr Wissen von der Welt oder ihr Können in der Welt Dem Deutschen ist all dies nichts nütze, wenn er es nicht als einen Teil seiner selbst begreift, wenn er es nicht als sein inneres Eigentum versteht Denn er weiß — und noch jeder echte Deutsche hat so gedacht —, daß in den letzten Fragen und tiefsten Nöten des Lebens kein anderer für ihn eintreten wird, wenn er ihnen nicht selbst aus dem Grunde seines Wesens eine Antwort zu finden vermag Mit sich selbst ins Reine zu kommen, zu wissen, wie er zu Gott und der Welt, zur Natur und den Menschen steht, das hat er immer als das wichtigste Geschäft seines inneren Lebens angesehen Darum besinnt der Deutsche sich auf sich selbst, wenn er einmal zu sinnen beginnt

Solche Sinnesart hat auch ihre Gefahren, — und wir Deutsche sind ihnen oft erlegen. Sie macht harthörig gegen die Meinungen anderer, rechthaberisch im Streit der Ansichten. Sie beschränkt sich wohl selbstsüchtig auf sich selbst und verschließt ihr Ohr der allgemeinen Not. Ja sie hält manchmal lieber mit jedem anderen Freundschaft als mit dem eigenen Volksgenossen, der sich zu einem anderen Glauben bekennt, und läßt sich durch alle Gemeinschaft des Blutes und der Sprache, der Gesittung und Bildung nicht davon abbringen, in ihm einen Feind zu erblicken. Mehr wie einmal haben aus solchem Grunde Deutsche ihr Vaterland an feine Feinde verraten.

Uns ist mit furchtbarer Eindringlichkeit die Lehre gepredigt, daß der Einzelne auf Gedeih und Verderb an das Ganze seines Volkes geschmiedet ist. Die Besonnenen unter uns und die nicht einfach ihren gemeinen Vorteil suchen, können sie, sollte ich meinen, niemals vergessen. Siecht der Körper unseres Volkes dahin, so siechen wir mit. Wo sollen wir uns hinwenden, wenn die Quellen, die uns das Leben erhalten, nur noch beschmutztes oder vergiftetes Wasser spenden? Deutsche Art und deutscher Geist: geht dieser Grund uns verloren, wir wissen keinen andern, auf dem wir uns und unsern Kindern das Leben aufbauen können, das Leben, das allein uns lebenswert dünkt. Wir, Söhne dieser unglückseligen Zeit, haben in dem Schicksal unseres Volkes einen strengen Lehrmeister gefunden. Noch in die tiefste Einsamkeit stiller Zwiesprache mit uns selbst werden uns seine drohenden Mahnungen verfolgen; seine Scheltreden werden uns in den Ohren dröhnen, wollten wir versuchen, auch nur in unsern geheimsten Gedanken unser Glück von dem unsres Volkes zu trennen.

Eine Zeit des Sinnens ist angebrochen. Der Deutsche besinnt sich wieder einmal auf sich selbst. Wir wissen schon, was das heißt, was das für uns nur heißen kann: der Deutsche besinnt sich auf sein Volk. —

Es gibt Zeiten, in denen große Ziele von der geeinten Tatkraft eines ganzen Volkes erstrebt werden. Alle Gegensätze, alle inneren Hemmungen scheinen verschwunden. In einem machtvollen Zuge strömt der Fluß des Lebens dahin. Da entsteht keine Frage nach dem Sinn solchen Lebens, eindeutig und klar und jedem verständlich trägt es ihn zur offenkundigen Schau. Wohl mögen unterirdische Kräfte

schon sich rüsten, dies Leben zu zerstören, aber noch werden sie kaum beachtet. Allzu machtvoll geben die führenden Instrumente den Ton an, als daß die einzelnen schlechten Spieler, die einmal daneben greifen, zu Gehör kommen sollten.

Anders, wenn plötzlich durch äußere oder innere Hemmungen dieser Strom gestaut wird. Dann ergießt er in unzähligen Flüssen und Flüßchen seine Wasser richtungslos über das Land. Was er verborgen in seiner Tiefe mitgeführt hat, liegt offen am Ufer, und wir waten durch den Schlamm seines Grundes. Jetzt liegt das Leben plötzlich wie auf flachem Felde vor uns ausgebreitet, in all seinen Gegensätzen deutlich gesondert, und gibt seine tiefsten Geheimnisse unverhohlen dem Blicke preis. Jetzt eilen Strombauer und Landmesser herbei, um Richtung und Kraft der einzelnen Rinnsale zu prüfen und dem Strom durch das aufgeschwemmte Erdreich ein neues Bett zu suchen, in das er seine gesammelten Wasser wieder mit alter Kraft ergießen konnte.

Nur in solchen Zeiten erhebt sich die Frage nach dem Sinne des Daseins mit ursprünglicher Gewalt. Nicht die glücklichen Zeiten haben die Philosophie zum Leben erweckt. Manches Reich mußte untergehen, nur um seinen Söhnen das große Rätsel des Daseins zu lösen. Leiden macht hellhörig. Nur der Leidende hört die vielfältigen, wunderbaren Stimmen des Lebens, welche den Sinn des Glücklichen nicht erreichen. Nur kranke Zeiten wissen von sich zu reden, denn der Gesunde ist nicht gewohnt, auf sich selber zu achten.

All diese Bedingungen waren in der deutschen Geschichte vielleicht selten so sehr vereint wie gerade heute. Das Leben unseres Volkes ist auseinandergefallen, in wilder Fieberhitze liegt es mit sich selber im Kampfe und in namenlosen Leiden gibt es stöhnend seine Geheimnisse preis. Mit furchtbarer Deutlichkeit liegt aufgebrochen am Tage, was zuvor ein, wie wir meinten, blühendes Leben gütig verhüllte. Noch niemals vielleicht waren die tiefsten Gründe der deutschen Seele so ganz dem Blicke geöffnet, und schwindelnd schaut er die schroffen Hänge hinab. Noch sehen wir keinen Weg, der uns hindurchleitet. Aber es gilt das Wagnis, uns durch das wilde Gebirge hindurchzufinden. Vielleicht, daß uns für die Wanderung über kahle Felsen auch einmal ein Ausblick in sonnige Täler entschädigt —

1. Vom Geist der Zeiten überhaupt.

Wir wollen vom Geist unserer Zeit reden. So reden wir zuerst von dem Geiste der Zeiten überhaupt.

Um das Wesen des Geistes und daraus das Wesen des Zeitgeistes zu begründen, müssen wir von einigen Begriffen ausgehen, deren strenge Ableitung Sache der Philosophie ist, und die wir hier von ihr entlehnen müssen, um unsere Untersuchung an einen festen Punkt anzuknüpfen, ohne allzu weit abzuschweifen. Wenn manchem Leser dabei die nächsten Erörterungen allzu sehr nach dem Collegium logicum schmecken, so möge er bedenken, daß es nicht darauf ankommt, bloße Behauptungen über unsere Zeit aufzustellen. An solchen unbegründeten Behauptungen haben wir schon genug, und mit ihnen ist nichts geleistet. Wir wollen nach dem letzten Grunde suchen, aus dem wir die Bedingungen der Zeit herleiten und wahrhaft verstehen können. Ihn zu finden, muß uns die Philosophie Anleitung geben. Tauchen wir deshalb unverzagt hinab in ihr dunkles Reich. Es gilt nur eine kurze Wanderung, dann kehren wir zur Oberfläche der uns allen wohlbekannten Welt der Erfahrung zurück. Aber wir werden dann ihre Bildungen mit klarerem Blicke betrachten, nachdem wir deren innere gestaltende Kräfte erforscht haben.

Es ist eine gemeinsame Einsicht aller echten Philosophie, daß der Grund der Wahrheit und Wirklichkeit nur in dem liegen könne, was wir Subjekt, Ich, Bewußtsein, Seele nennen mögen, damit doch immer das Eine bezeichnend, was wir im Gegensatz zu aller äußeren, uns umgebenden Wirklichkeit als unser eigenstes Sein besitzen. Daß der Mensch sich auf sich selbst besinnt, ist der Anfang des Wissens. Wenn alles Äußere in seiner durchgängigen Bedingtheit ihm in zweifelnde Ferne rückt, findet er hier den Grund einer unbedingten Gewißheit.

Dem gewöhnlichen Menschen gilt die äußere Wirklichkeit, die Welt der Dinge, als das Feste und Beständige, während sein Inneres mit seinem rastlosen Zug der Vorstellungen, mit seinem unruhigen Wogen der Gefühle, ihm als schwankend, ungewiß, trü-

gerisch erscheint, so daß ihm höchstens von jener äußeren Dingwelt eine gewisse Beständigkeit mitgeteilt werden könnte. Die Dinge sind hier das Ursprüngliche, das Bewußtsein das Abgeleitete.

Dies Verhältnis verkehrt die Philosophie in sein gerades Gegenteil. Neben der allein unbedingten Gewißheit, die das Ich in sich selber findet, versinkt ihm die Wirklichkeit der äußeren Dinge. Gemessen an jener Unbedingtheit, kann sie ihnen keinen oder nur den geringsten Grad wahrer Wirklichkeit zuerkennen. Nur wer diesen Wechsel des Standpunktes vollzieht, betritt den Boden der Philosophie; die Einsicht in dies wahre Verhältnis zwischen Ding und Bewußtsein ist das Tor, das allein den Eingang in ihr Reich eröffnet. Dies Tor zu durchschreiten, um die Welt von der anderen Seite anzusehen, dazu kann niemand gezwungen werden, es muß sich jeder selbst dazu entschließen. Dieser entscheidende Schritt kann nicht *bewiesen* werden, sondern er muß *getan* werden. Wer ihn tut, dem ist er bewiesen. Ihm versinkt die äußere Welt, wie er sie bisher sah, zu gleichgültiger Nichtigkeit und eine innere geht ihm auf, die er, ist er einmal in sie eingetreten, alsbald als seine wahre Heimat erkennt.

Nicht ein Beweis, sondern ein Entschluß öffnet den Zugang zur Philosophie, nicht eine Erkenntnis, sondern eine Tat ist der erste Schritt in ihr Reich. Sie wendet sich mit einer Forderung an den Menschen, mit der gleichen Forderung wie die christliche Religion: Ändert Euren Sinn!

Dem gewöhnlichen Menschen muß ein solcher Schritt als ein ungeheures Wagnis erscheinen. Er wird das Gefühl haben, als ob ihm der Boden unter den Füßen weggezogen würde, da ihm sein Bewußtsein nur wie eine höchst unstete schwankende Masse von Vorstellungen und Gefühlen vorkommt. Solchem Grunde zu vertrauen, heißt das nicht einen Sprung ins Bodenlose wagen? Und werden wir dadurch nicht in eine furchtbare Einsamkeit verschlagen, die Einsamkeit unseres eigenen Innern, in der, abgetrennt von aller holden Wirklichkeit und aller Gemeinschaft mit seinen Lieben, kein Mensch leben mag?

In solchem Zweifel, der unsern Mut zu dem neuen Wege alsbald zu lähmen droht, kommt uns die Philosophie mit einem zweiten Gedanken zu Hilfe. Alle echte Philosophie ist in der Überzeugung einig, daß im Bewußtsein nicht nur Einzelnes und Einmaliges ent-

halten ist, sondern Allgemeines und ewig Gültiges. Es sind die Ideen, wie wir sie noch heute mit Plato nennen, die ewigen Formen des Daseins, die sich im Gebiete der Erkenntnis als allgemeine, notwendig gültige Begriffe darstellen, im Gebiete des Handelns als allgemeine, notwendig gültige Forderungen. Nur in dieser Welt der Ideen erschließt sich die wahre Wirklichkeit, nicht in dem wogenden Vielerlei der Gefühle und Vorstellungen, die, was sie an Wirklichkeit haben, erst den Ideen entlehnten.

Jene unsere Heimat, in welche uns die Philosophie zu führen verspricht, ist also nicht die öde Einsamkeit unseres einzelnen Selbst. Unsere Heimat ist die Welt der ewigen Gestalten und Formen, in der wir nicht einsam sind, da sie vielmehr das Allen Gemeinsame und Ewige aussprechen. Vielmehr treten wir erst hier in die wahre Gemeinschaft mit allen anderen, Menschen oder Dingen, während die sinnliche Welt überall Raum und Zeit als zwei unübersteigliche Schranken zwischen uns und ihnen aufrichtet.

Damit haben wir den Begriff des Geistes gefunden. Er bedeutet ein Inneres, Innerliches, aber nicht ein Inneres, wie die in der Seele aufsteigenden Stimmungen und Gefühle. Sie sind ja gar nicht wahrhaft innerlich, da sie mit den äußeren Dingen, die sie erregen, kommen und gehen. Sondern ein wahrhaft Inneres, in dem das Bewußtsein selbständig über allem Äußeren steht, in dem es sich unabhängig von allem Äußeren selbst bestimmt. Solche Innerlichkeit aber erschließt sich der Seele nur in dem, was allgemein und ewig gilt. In ihm überwindet die Seele ihre bloße Einzelheit, in ihm weiß sie sich eins mit allem Andern. Eben diese Einheit von Innerem und Äußerem, Einzelnem und Allgemeinem ist das Dasein des Geistes. Er treibt sein Wesen nicht nur in dem Bewußtsein der einzelnen Menschen, sondern tritt, losgelöst von diesem Boden, als große allgemeine Macht in der Welt der Gegenstände hervor. Dann führt er verschiedene Namen, aber sie alle, Recht oder Religion, Wissenschaft oder Kunst, bezeichnen ein Allgemeines, das nur im Bewußtsein zur bestimmten Wirklichkeit kommt; sie bezeichnen einen im Bewußtsein haftenden Wert, der doch zugleich eine allgemeine und äußere Welt aus sich gestaltet.

Diese Einheit von Innen und Außen, Einzelnem und Allgemeinem ist das größte Geheimnis der Welt. Dem Geheimnis jener Einheit haben die Denker vornehmlich nachgesonnen, um seine

Lösung entzündeten sich die leidenschaftlichsten Kämpfe. Sie liegen außerhalb unsres Weges. Uns kümmert nur dies, daß in der Sache selbst alle echte Philosophie einig gewesen ist. Wie die Naturwissenschaft an den scheinbar regellosen Eindrücken der Wirklichkeit die Regel in festen zahlenmäßig bestimmbaren Gesetzen nachweist, so erkennt die Philosophie das Reich der Formen nicht als ein jenseitiges oder in geheimnisvollen Tiefen der Seele eingeschlossenes, sondern als ein in aller Wirklichkeit offenbares. Der Geist, das Allgemeine, gewinnt überall nur in dem Besonderen, in der Bestimmtheit des Einzelnen Gestalt. Er ist einer. Er lebt in der Seele des Einzelnen und er lebt in allen Formen der Wirklichkeit.

Dies ist das Wesen des Geistes. Was bedeutet danach der Geist der Zeit? Ist dies nicht ein Widerspruch? ein hölzernes Eisen? Wie kann, was ewig gilt, dem zeitlichen Wandel unterliegen? wie kann das Allgemeine als ein zeitlich Gesondertes erscheinen, das Unbedingte durch Zeit bedingt sein?

Um solcher Frage zu begegnen, müssen wir noch einmal zum Ausgangspunkt unserer Erörterung zurückkehren. Indem wir uns auf uns selbst besannen, eröffnete sich uns der Zugang zur Welt des Geistes. Wir dachten nicht dies oder jenes, ein Ding, eine Zahl, sondern wir dachten uns selbst. Oder vielmehr, da wir uns selbst ja auch nur als irgendwie bestimmt, eine bestimmte Vorstellung, einen bestimmten Gedanken fassend, denken können: wir dachten nicht dies oder jenes, sondern wir dachten uns selbst als dies oder jenes denkend. Das Wesen des Geistes liegt in dieser Rückwendung des Bewußtseins auf sich selbst. Die Natur ist, was sie ist — und damit fertig. Der Geist ist, was er ist, und **weiß**, was er ist. Oder, da sein Sein eben Wissen ist: er weiß und weiß, daß er weiß, er denkt und indem er denkt, denkt er, daß er denkt.

Die Natur spinnt ihr Dasein an einem einfachen Faden fort; Sein fließt aus Sein und wird Quelle für neues Sein. Dagegen führt der Geist sein Leben in einer doppelten Reihe. Er tritt an jedem Punkte seines Weges aus sich heraus, stellt sich sich selbst gegenüber und sieht seinem eigenen Wege zu.

Diese doppelte Reihe in dem Wesen des Geistes löst den scheinbaren Widerspruch, daß ewig Gültiges zeitlich sich wandeln soll. Gewiß, der Geist, wie er ist, kann sich nicht wandeln. Es ist ja gerade sein Wesen, erhaben über allen Schwankungen zeitlichen Ge-

schehens, in unveränderter Klarheit zu dauern Was wahr ist, was gut, das bestand vor tausend Jahren nicht mehr und nicht weniger als heute Wohl aber ist in der anderen Reihe des Geistes ein Wandel denkbar, ohne daß wir den Geist in Widerspruch mit seinem eigenen Wesen zu setzen brauchen Was der Geist ist, das muß er immer gewesen sein, ja solche zeitlichen Begriffe lassen sich hier gar nicht von ihm aussagen Aber nicht ebenso notwendig ist es, daß sein Wissen von sich selbst immer das gleiche war Im Gegenteil Der Geist erkennt sich selbst Erkennen aber bedeutet doch das Verwandeln eines Unbekannten in ein Bekanntes, ein Fortgang vom Nichtwissen zum Wissen Betrachten wir also den Geist in dieser seiner zweiten Reihe, so schließt sein Wesen hier den Wandel geradezu ein, es kann ohne Wandel gar nicht gedacht werden Nicht das Sein des Geistes wandelt sich, wohl aber seine Erkenntnis dieses Seins. Wir können auch sagen. Gott hat keine Geschichte, wohl aber die Offenbarung Gottes in der Welt

Wenn wir von einem Geist der Zeiten reden, so kann das also nicht heißen, daß eine bestimmte Zeit einen bestimmten Teil des Geistes oder eine bestimmte Form des Geistes besessen hätte, den andere Zeiten noch nicht oder nicht mehr besitzen Wahrheit, Güte und Schönheit hat es immer gegeben Die Menschen haben sie nur nicht beachtet Sondern es kann nur heißen, daß die Erkenntnis des Geistes von sich selbst in einer bestimmten Zeit eine bestimmte Gestalt angenommen hat, einen bestimmten Umfang, eine bestimmte Klarheit Der Geist ist aller Zeit gleich gegenwärtig, aber sie hat ihn nicht immer in gleicher Weise begriffen Gott waltet beständig in der Welt, aber er offenbart sich ihr nur allmählich —

In der Erkenntnis des Geistes von sich selbst liegt die Möglichkeit seines zeitlichen Wandels begründet Wir werden also die Entwicklung des Geistes begreifen, wenn wir das Wesen der Erkenntnis und der Selbsterkenntnis begreifen

Aber wälzen wir uns damit nicht unübersteigliche Hindernisse in den Weg? Was Erkenntnis sei, wie sie entstehe und wie sie ihre Richtigkeit bewahre, das sind Fragen, mit denen das Denken von Anfang an mehr als mit irgendwelchen anderen gerungen hat. Wie sollten wir sie im Vorbeigehen lösen? Die alte Sorge der Philosophen, wie die Vorstellung in uns dem Dinge außer uns entsprechen

könne, erwacht, und wir fühlen schon den Schwindel aufsteigen, der uns jedesmal erfaßt, wenn wir uns in dem ewigen Kreise dieser Fragen umhertreiben lassen.

Aber vielleicht können wir doch etwas kürzer zum Ziele kommen. Um Außenwelt und Innenwelt, Ding oder Vorstellung brauchen wir uns jetzt ja keine Sorgen zu machen. Sondern wir stellen einfach den Satz auf, dem jeder unverbildete Sinn zustimmen wird: Erkenntnis ist die Übereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstande. Dreierlei ist damit an der Erkenntnis unterschieden, zwei Seiten und die Beziehung beider Seiten aufeinander. Die eine Seite ist das Innere, das, was sich im Bewußtsein befindet, eben die Vorstellung. Sie wird unmittelbar erlebt und ist in mancher Hinsicht von unserem Willen abhängig. Wir können sie, wenn wir wollen, mit einer anderen Vorstellung vertauschen. Die andere Seite dagegen, der Gegenstand, ist unabhängig von unserem Willen; er dauert beim Wechsel der Vorstellungen. Beide Seiten zur Übereinstimmung bringen, heißt Erkennen; das ist natürlich nur möglich, indem die wechselnde, von unserem Willen abhängige Seite, also die Vorstellung, sich nach der dauernden, von unserm Willen unabhängigen Seite, also dem Gegenstand, richtet.

Im Erkennen sind also zwei Glieder voneinander unterschieden und doch zugleich aufeinander bezogen, so Ding und Vorstellung, allgemeiner Satz und seine Darstellung in unserm Bewußtsein. Mit solcher Erkenntnis aber haben wir es hier nicht zu tun. Das Wesen des Geistes ist Selbst-Erkenntnis, also eine Erkenntnis, deren Gegenstand von dem Erkennenden nicht verschieden ist. Bei ihr ist also nicht ein dauernder Gegenstand vorhanden, um den die wechselnden Vorstellungen des erkennenden Bewußtseins kreisen, sondern, da Vorstellung und Gegenstand hier eines sind, so scheint der Gegenstand in den kreisenden Wechsel mit hineingezogen und jede feste Bestimmtheit zu verlieren. Damit aber verliert überhaupt jene Unterscheidung zwischen Vorstellung und Gegenstand ihren Sinn, wenn kein Wechselndes und kein Dauerndes mehr unterschieden werden kann, sondern beide Seiten dem gleichen Wechsel anheimfallen. Und sind jene zwei Seiten nicht zu unterscheiden, so können sie auch nicht aufeinander bezogen werden. Das Wesen dieser Beziehung lag ja darin, das Wechselnde auf das Dauernde zu beziehen, damit jenes sich nach diesem als seinem Muster richte. Gehören beide Seiten zur

Gattung des Wechselnden, so kann keine der andern als Muster dienen. Ohne solche Beziehung aber auch keine Erkenntnis.

So gäbe es gar keine Selbsterkenntnis. Was wir so nennen, wäre eine Täuschung; Wechselndes würde hier auf Wechselndes bezogen, schwanke Bilder in schwanken Bildern abgebildet. Soll Selbsterkenntnis sein, so müßte in unserm Geiste etwas Dauerndes vorhanden sein, das nicht dem Wechsel der Vorstellungen unterläge. Ohne solch Dauerndes keine Erkenntnis und also auch keine Selbsterkenntnis.

Am Anfang unserer Untersuchungen haben wir bereits von einem Dauernden im Bewußtsein gesprochen. Wir nannten es Idee, Form, Gestalt und unterschieden es als ein Ewiges und allgemein Gültiges von dem Wechsel der Vorstellungen. Hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo wir das, was wir damals auf Treu und Glauben der Philosophie entlehnten, von dem Wesen des Geistes gefordert finden. Ohne solch Dauerndes keine Selbsterkenntnis und also kein Geist. Wir *müssen* es annehmen, wenn wir anders den Gedanken des Geistes nicht preisgeben wollen. Und wir *dürfen* es annehmen. Denn die einfachste Besinnung auf die Erfahrung zeigt uns ja, wie vielerlei Dauerndes wir in unserem Geiste finden. Die Sätze der Mathematik, die doch nur in unserm Denken bestehen, dauern bei allem Wandel unsrer Vorstellungen von ihnen. Wir nennen ein Ding gut oder schön. Aber das ist immer nur in einer bestimmten Beziehung gut oder schön; in einer andern ist es auch das Gegenteil. Ihm können wir diese Bestimmung also nicht entlehnt haben, sondern wir bringen sie von uns aus an den Gegenstand heran. Wir *meinen* damit etwas Dauerndes, und eben diese Dauer zeigen die guten oder schönen Dinge nicht. Dies Dauernde haben wir in uns selbst. So bewährt die Erfahrung, was der Begriff gefordert.

Bedenken wir noch, daß ohne solch Dauerndes überhaupt keine Erkenntnis möglich wäre. Wahre Erkenntnis spricht ewig Gültiges aus. In den Dingen aber finden wir solch Ewiges nicht; sie sind bedingt, wie es ihr Name besagt. Ewiges ist unbedingt, wahre Erkenntnis richtet sich auf ein Unbedingtes. Das finden wir nur in uns selbst. Nur der Geist ist unbedingt, der Geist in seinen ewigen Formen. Also ist Selbsterkenntnis nicht eine weniger gewisse Erkenntnis als andere. Im Gegenteil. Die Selbsterkenntnis des

Geistes, weil sie sich auf das ewig Gültige richtet, macht alle andere Erkenntnis erst möglich.

Dieser Scylla wären wir entgangen Aber alsbald droht uns eine Charybdis in ihre Strudel zu ziehen. Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus dem Begriff einer Selbsterkenntnis Die Unterscheidung von Vorstellung und Gegenstand, Bewußtsein und Ding gehörte zum Wesen der Erkenntnis Der Geist ist hier immer bezogen auf ein ihm selbst Äußeres. Bei der Selbsterkenntnis des Geistes aber scheint eine solche Trennung nicht vorhanden. Erkennendes und Erkanntes liegen hier ja beide im Umkreise des Bewußtseins; sie müßten verschiedenen Bereichen angehören, um einander gegenübergestellt und aufeinander bezogen zu werden

Diese Schwierigkeit kann nur auf eine Art gelöst werden. Vorhanden ist die Trennung nicht Sie muß aber vorhanden sein, um Erkenntnis zu ermöglichen Also muß sie geschaffen werden Der Geist, das unbedingt Erste, Tätige, muß in der Selbsterkenntnis diese Trennung selbst erzeugen. Er muß sein eigenes Wesen sich gegenüberstellen, um es als ein ihm selbst Äußeres zu erkennen Indem er es sich gegenüberstellt, schafft er die Trennung und in der Trennung den Gegenstand seiner Erkenntnis In freier Tat sondert der Geist sich in sich selbst, in freier Tat schafft er die beiden, zur Erkenntnis nötigen Reihen, die dann in der Erkenntnis aufeinander bezogen werden.

Die Selbsterkenntnis des Geistes unterscheidet sich demnach von aller anderen Erkenntnis dadurch, daß der Gegenstand hier nicht gegeben ist, sondern von dem Geiste erst hervorgebracht wird Alles bloße Hinnehmen, leidende Empfangen, ein Zug aller andern Erkenntnis, ist hier aufgelöst in freies, tätiges Erzeugen Die Selbsterkenntnis ist Handlung, Tat des Geistes

Drei Abschnitte lassen sich in ihr sondern. Während des ersten ruht der Geist noch ungeschieden in sich selbst Während des zweiten trennt er sich in sich selbst, er tritt aus sich heraus und stellt sich sich selbst als Gegenstand gegenüber Während des dritten bezieht er beide, soeben getrennten Glieder aufeinander und verbindet sie wieder. Der Zustand des ersten Abschnittes ist ursprüngliche, ungeschiedene Einheit; der Zustand des zweiten Abschnitts ist Trennung, Zweiheit; der Zustand des dritten Abschnitts ist wiedergewonnene Einheit.

Unter diesen Zuständen ist der des zweiten Abschnitts ohne Zweifel am meisten lehrreich, der Zustand der Zerrissenheit des geistigen Lebens, in dem der Geist die verlorene Einheit wieder zu gewinnen sucht. Beachten wir diesen Zustand genauer, so sondert er sich vor unseren Blicken wieder in zwei verschiedene Zustände.

Erkenntnis, sagten wir, ist Übereinstimmung der Vorstellung mit dem Gegenstande. In dem dritten Abschnitt ist diese Übereinstimmung erreicht und damit die von dem Geiste selbst vollzogene Trennung wieder überwunden. Um aber eine solche Übereinstimmung beider Glieder hervorzubringen, müssen beide Glieder miteinander verglichen werden. Und was ich vergleichen will, muß ich zuvor gesondert auffassen. Der Geist muß also, um beide Glieder miteinander in Übereinstimmung zu bringen, zuvor in jedem von ihnen gesondert sein Wesen treiben. Er wird sich ganz seiner selbst entäußern und sich an den Gegenstand hingeben, um in ihm sich selber zum Gegenstande zu werden. Oder er wird sich in sich selber einspinnen, alles Äußere vergessen und nur mit sich selbst beschäftigt scheinen.

In diesen Begriffen haben wir uns das Maschenwerk geknüpft, das wir nun über die geschichtliche Wirklichkeit ausspannen können, um die verschiedenen Stufen in ihrer Entwicklung zu bestimmen. Jahreszahlen allerdings haben damit nichts zu tun. Der Geist ist rastlos tätiges Leben. Er ruht sich nicht einmal aus, daß man sagen könnte: hier hat er einen Abschnitt seines Lebens vollendet und kann nun einen neuen beginnen. Sein Leben ist unablässiges Erkennen, unablässig stellt er die Inhalte seines Lebens vor sich hin, um sie wieder zur inneren Einheit in sich zurückzunehmen. Dieser Vorgang ist innerhalb der Erfahrung ohne Anfang und ohne Ende. Denn das Wesen des Geistes ist ja Erkennen, Denken und Sein ist in ihm eins und dasselbe. Was er erkannt hat, wird damit zu seinem Sein. Sobald der Geist den Kreislauf seiner Entwicklung einmal vollendet hat, muß er ihn von neuem beginnen, denn der Ertrag an Erkenntnis, den er von seiner Reise mitbringt, wandelt sich ihm alsbald zum Sein oder vielmehr ist schon sein Sein. Er muß also von neuem erkannt werden. Der Kreislauf beginnt von neuem auf einer höheren Stufe. Und so beständig fort.

Damit ist die Entwicklung des Geistes bestimmt. Sie beginnt mit der ungeschiedenen Einheit des geistigen Lebens in sich selbst. Der Geist schreitet fort, indem er sich in sich selber spaltet, indem er sein eigenes Wesen sich als ein äußeres gegenüberstellt. Er lebt jetzt in dem Wechsel beider Glieder, bald ganz an das Äußere hingegeben, bald ganz auf sich selber zurückgezogen. Wenn es ihm in diesem Wechsel der Glieder gelingt, beide zur Übereinstimmung zu bringen, so erreicht er seinen dritten Zustand, in dem das zuvor Gesonderte wieder zur Einheit sich zusammenschließt. Aber die neue, erfüllte Einheit wird alsbald Gegenstand einer neuen Erkenntnis, der neu gewonnene, reichere Begriff muß abermals erkannt werden, so daß die Entwicklung beständig von neuem beginnt und sich beständig in den gleichen Abschnitten vollzieht. —

Wir reden von Blütezeiten im Leben der Menschheit. Ich meine nicht Zeiten, in denen die Wirtschaft eines Volkes eine besondere Höhe erreicht oder in denen die Dichtung oder ein Baustil sich vollendet. Sondern ich meine Zeiten, in denen das innere und äußere Leben eines Volkes gemeinsam sich zum höchsten Reichtum entfaltet, Wirtschaft und Staat sich kräftig und glanzvoll darstellen und den Grund bieten zu einer Fülle des Geistes, die allen Gebieten, Kunst und Dichtung, Religion und Wissenschaft, in gleichem Maße zugute kommt. Alle Stimmen des Lebens klingen einträchtig in einem kraftvollen Akkorde zusammen.

Es sind die Zeiten unserer Sehnsucht. Je weniger wir ihnen gleichen, desto leidenschaftlicher wünschen wir uns zu ihnen zurück. Wir nehmen sie als Gewähr für den hohen Wert, zu dem unser Geschlecht bestimmt ist. Und wir denken ihrer, wie wir uns auf einem kalten Wintergange durch kahle Felder an Licht und Wärme voller Sommertage erinnern, da Wald und Flur in saftigem Grüne standen. Nur haben wir nicht die tröstliche Gewißheit, daß in wenig Monden schon wieder die Sonne uns mit erquickender Wärme die Glieder lösen wird. Und doch hat sich alle Begeisterung und alle Wärme, die edle Herzen durchglühte, an der Rückschau auf solche Zeiten entzündet. Wir werden sie nicht erleben, so wird sich der Edle sagen, und wohl auch unsere Kinder nicht. Aber daß wenigstens der Samen solch heiligen Gutes in die Zeit gesenkt werde, so Gott will zu künftigem Wachstum und künftiger Voll-

endung, daran mitzuwirken, wehrt vielleicht allein in solch grauen Wintertagen der Verzweiflung. Wenn sich die Sonne unserem Leben verbirgt, so wollen wir wenigstens im tiefsten Innern einen Funken von ihrem Lichte bewahren und unsern Kindern treulich überliefern. Vielleicht, daß glücklichere Nachkommen an ihm dereinst die heilige Herdflamme wieder entzünden.

Ich brauche solche Zeiten nicht zu nennen. Uns allen stehen sie, in glänzenden Farben gemalt, deutlich vor dem Sinn. Griechen und Römer durften so einmal ihr Leben zur vollen Blüte entfalten; Italiener und Spanier, Franzosen und Engländer wissen genau, zu welcher Zeit ihr völkisches Leben in höchster Vollendung sich darstellte. Und nur wir Deutsche scheinen hier wie so oft zu Ungewißheit und Zweifel verurteilt, da sich der Verlauf unserer Geschichte nicht in einem herrlichen Gipfel zusammenfaßt, sondern wie in mehreren Stößen mehrfach und für verschiedene Gebiete zu verschiedenen Zeiten zur Höhe empordrängt. Unsere Kunst erblühte, als unser staatliches Leben verfiel, und Dichtung und Philosophie erstiegen gemeinsam den Olymp, als sie nur dort noch einen Wohnsitz fanden, während alle übrigen Lebensgebiete gerade die andern Völker unter sich verteilt hatten.

Wir wissen nicht, welche Laune des Schicksals einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Geschlecht solches Höhenglück zuteilt. Mögen wir noch so viele Bedingungen errechnen, die zu dem Wachsen und Vollenden der Blüte beitrugen, es bleibt doch immer ein Rest unserer Rechenkunst unerforschlich, und je fleißiger wir alle Bedingungen gesammelt, je tiefer wir sie durchdacht haben, um so mehr werden wir vielleicht zu der Überzeugung kommen, daß dieser unerforschte Rest gerade die Hauptsache enthalte. —

Drei Abschnitte unterschieden wir im Leben des Geistes. Während des ersten ruhte er noch in ungetrennter Einheit in sich selbst, während des zweiten schied er sich selbst in eine doppelte Reihe, eine des Seins und eine des Vorstellens, er trat sich selbst als Gegenstand gegenüber. Während des dritten schloß er sich wieder zur Einheit zusammen. Von der einfachen Einheit zur erfüllten Einheit läuft sein Weg, vom Sein zum Bewußtsein. Vergegenwärtigen wir uns den Zustand des Geistes auf jeder dieser Stufen!

In der ursprünglichen Einheit hat sich der Geist noch nicht in sich selbst gesondert, er tritt sich noch nirgends als ein gegenstand-

licher gegenüber, in **einem** einheitlichen Strome fließt sein Leben dahin. Also kennt er noch nicht die Trennung in Vorstellung und Gegenstand, in Inneres und Äußeres, sondern beides ist noch von **einem** Leben umschlossen. Das Innere erscheint zugleich als ein äußeres, das Äußere zugleich als ein inneres. Das heißt: die Inhalte des Bewußtseins werden gegenständlich aufgefaßt, wie Tatsachen der Außenwelt; die Dinge der Außenwelt werden sinnbildlich aufgefaßt, als Darstellungen eines Inneren. Das Bewußtsein hat sich noch nicht in seiner eigenen Tiefe und Selbständigkeit gegenüber den Dingen erkannt, es erscheint sich selbst als ein Ding unter Dingen, und seine Inhalte gelten ihm als dingliche Wirkungen. Die Dinge andererseits sind ihm nicht ein bloßes Draußen, ein totes Gegenüber, sondern sie sind von dem gleichen Leben durchflutet wie das Bewußtsein selbst. Alles Dasein gilt als ein äußerlich Vorhandenes, aber in der Weise des Inneren sich vollziehend. Der Mythus ist die Sprache, in welcher der Geist jetzt von sich selber erzählt. Sein Wesen liegt in dieser wunderlichen Verwechslung des Innen und Außen. Vorstellungen und Gedanken wandeln als körperliche Wesen unter den Dingen umher, und alle Dinge schauen aus lebendigen Augen in die Welt und wissen in Menschensprache von ihrem Sein und Tun zu berichten.

Der Geist ist noch nicht zum Bewußtsein seiner selbst erwacht. Er lebt als Natur und gestaltet sein Wesen wie die Lebewesen der Natur ihre Glieder hervortreiben. Er denkt in Gegenständen, aber sich selber denkt er noch nicht. Deshalb trennt er sich noch nirgends von seiner Umgebung und tritt noch nirgends als ein einzelner und besonderer aus dem allgemeinen Strome des Lebens hinaus. Der Mensch als Einzelwesen ist nur noch körperlich, noch nicht geistig vorhanden. Die Persönlichkeit ist noch zu keinem eigenen Leben erwacht. Das Leben des Einzelnen ist völlig von dem der Gesamtheit umschlossen. Was alle wollen, will auch er, und was alle denken, denkt auch er. Er gilt nichts für sich allein, sondern nur als Glied an dem Körper des Ganzen. Das Volk, der Stand, das Geschlecht, denen er angehört, prägen ihm völlig sein Wesen auf, und eine eigene Geltung darüber hinaus kommt ihm nicht zu und wird von ihm nicht erstrebt.

Diese glückliche Einheit und Unbewußtheit geht auf der zweiten Stufe verloren. Hier herrscht der Gegensatz, die Zerrissenheit

Zwischen widerstreitenden Mächten sieht der Geist sich hin- und hergezogen, und er weiß nicht, welcher er sich anvertrauen soll. Die Ganzheit und Fülle ist seinem Dasein geraubt. Für welche Lebensform immer er sich entscheiden mag, so muß er auf Anderes, ihm vielleicht ebenso Wertes verzichten. Nur noch stückweis gibt sich das Leben ihm zu eigen, da er es zuvor doch ganz besessen hatte.

Die Gegensätze treten erst jetzt hervor. Innen und Außen, Seele und Welt, Vorstellung und Gegenstand, wie immer wir den großen Gegensatz nennen mögen, der unser Leben in zwei Hälften zerspaltet, er ist erst jetzt vorhanden, der bestimmende Zug im Bilde des geistigen Lebens. Alle sonstigen Eigenschaften finden in ihm ihre Erklärung.

Im ersten Zustand übte der Geist jene zarte Verwechslung von Innen und Außen; im zweiten treten beide Seiten einander schroff gegenüber und jede bildet ihr eigentümliches Leben aus. Der Zusammenhang ist gelöst und keine von beiden findet sich in der andern wieder. Das Innere ist im Äußern nicht mehr ausgedrückt, das Äußere hat keinen Zugang zum Inneren. Das Äußere, bisher nur die andere Seite eines einheitlichen geistigen Vorgangs, verselbständigt sich; es reißt sich los von dem geistigen Mutterboden, dem es entwachsen, verliert aber eben damit den Zusammenhang mit den lebendigen geistigen Säften. Die Nabelschnur ist zerschnitten, nun muß es zusehen, ob es ein eigenes Leben zu führen vermag. Das Äußere wird vom Geiste entleert. Er findet daher keine Heimat mehr in ihm und irrt ruhelos zwischen den kahlen Trümmern seiner früheren Wohnstätte umher. Er hat keinen Halt an dem Äußeren und verkriecht sich darum in das Innere, um hier, abgesperrt von aller Außenwelt, sein heimliches Wesen zu treiben.

Verfolgen wir zunächst den Zustand jedes der beiden Glieder für sich, um dann ihr Wechselverhältnis zu betrachten. In jedem von beiden bildet der Geist sich eine eigene Welt aus.

Zunächst die äußere Welt. Sie ist bloßer Gegenstand, was der Geist sich selbst als seinen Gegensatz gegenübergestellt hat. Der Geist hat in ihr keine Stätte; also ist sie toter Stoff. Der Geist handelt nach Zwecken; dem Stoff schreibt er keine, diesem selbst einwohnende Zwecke zu. Der Stoff ist das schlechthin Äußerliche, dessen Teile nur in äußerlicher Weise, nach Ursache und Wirkung, miteinander verknüpft sein können, ohne daß selbsttätige Zwecke in diese

Reihe eingreifen. Der Stoff ist das an sich Zwecklose, das nur ihm selbst äußeren Zwecken unterworfen werden kann. Der Geist sieht ihn daher als ein Mittel an, dessen er sich beliebig zu seinen Zwecken bedienen darf. Hier liegt der tiefste Unterschied zu der ersten Anschauung begründet. Damals galt das Äußere selbst als Geist, ja so viel es mächtiger war als der Einzelne, als ein so viel höherer Geist. Jetzt ist ihm jeder Eigenwert genommen und es harrt des Geistes, der ihm von außen seinen Wert aufprägt.

Aber der Geist hat sich seinen Gegenstand gegenübergestellt, um an ihm, dem Fremden, sein eigenes Wesen zu erkennen. Der Stoff ist ihm nicht selber Zweck, sondern nur ein Mittel, an ihm äußerlich sein, des Geistes, Wesen zur Darstellung zu bringen. Das Wesen des Geistes aber, so hörten wir früher, ist das Dauernde, die Gestalt oder Form. Sie will er erkennen, indem er sie hier selbst veräußert und im Stoffe abbildet. Der Stoff wird den dem Geiste einwohnenden Formen unterworfen und nach ihnen gestaltet. Solche Gestaltung des Stoffes heißen wir Technik. In der Technik empfängt der entgeistigte Stoff ein neues Leben. Wunderbar und schier unheimlich wandeln die Gedanken der Menschen wieder als Dinge äußerlich umher, nur tragen sie kein eigenes Leben in sich, wie die Götter des Mythus, sondern sind wie Gliederpuppen von einem ihnen äußerlich aufgezwungenen Leben bewegt.

Wir feiern in der Technik den Sieg des Geistes über den Stoff. Aber der Unterlegene nimmt eine geheime und gefährliche Rache. Der Geist, ganz beschäftigt das Äußere zu gestalten, vergißt alle übrigen Inhalte seines Lebens und paßt sich, um seine Arbeit leichter und vollkommener durchzuführen, mehr und mehr dem Äußeren an. Der rechnende Verstand, der alles nach Maß und Gewicht abschätzt, keinem Dinge seinen eigentümlichen Wert zugesteht, sondern es nur danach beurteilt, was es in der Kette von Ursachen und Wirkungen zu leisten vermag, der alles Einzelne sondert, um es in eine nur äußerliche und willkürliche Verbindung miteinander zu setzen, dieser rechnende Verstand erfüllt das ganze Leben des Geistes. Damit aber hat er sich selber aufgegeben. Er kennt nur noch Einzelnes, Äußerliches und an sich Wertloses. Der Geist aber ist das Allgemeine, Innere und an sich Wertvolle. Er kennt nur noch den Stoff, sich selber kennt er nicht mehr. Wir feiern in der Technik den Sieg des Geistes über den Stoff. Wir

könnten in der Technik auch den Sieg des Stoffes feiern, den Sieg des Stoffes über den Geist.

Indem der Geist in der technischen Gestaltung der Welt nur Einzelnes anerkennt, lernt er auch sich selbst als einen einzelnen kennen. Auf der ersten Stufe lebte der Einzelne sein Leben in dem der Gesamtheit; eine innere Einheit umschloß alle. Indem dem Geiste jetzt zuerst die Welt als eine äußere gegenübertritt, erscheinen ihm auch die Menschen von äußerer Art. Sie sind ein Teil der äußeren Welt, und wie hier alles einzeln ist, so sind auch sie einzeln. Einzeln stehen sie sich gegenüber, und keine innere Gemeinschaft bindet sie aneinander. Jeder Einzelne denkt nur sich selbst und will nur sich selbst. Und die andern müssen ihm ebensogut als Mittel für seine Zwecke dienen, wie die übrigen Dinge auch.

So die äußere Welt. Wie sieht die innere aus, die sich der Geist gestaltet? Auch ihr ist der notwendige Gegensatz, an dem allein sie ihr Dasein entfalten kann, verloren gegangen. In der einseitigen Einschränkung des Geistes auf sein Inneres verliert er jeden Gegenstand. Er besitzt kein Äußeres mehr, das er gestalten, an dem er sich selbst gestalten könnte. Und so webt er in leeren Innenräumen Traumgespinste, die an dem hellen Lichte der Wirklichkeit in nichts zerflattern. Ohne Beziehung auf einen Gegenstand, erlebt der Geist gar keine Wirklichkeit mehr, sondern er träumt nur noch von ihr; er träumt nicht einmal mehr von ihr, er träumt nur noch von Träumen, so ganz hat er sich in sein Inneres eingesponnen. Da er die ihm einwohnenden Formen nicht mehr äußerlich darzustellen vermag, erbaut er sich in der geheimen Abgeschiedenheit seines Innern eine eigene Welt aus ihnen.

Wir nennen solche Sinnesart wohl mystisch, schwärmerisch. Sie ist nicht nur eine Form des Gottesglaubens; in Wissenschaft und Kunst wie im gemeinen Leben ist sie ebenso wohl vorhanden. Überall dort ist solcher Geist am Werke, wo der Mensch sich in sich selber vergräbt, von dem Äußeren nichts mehr wissen will und nur noch auf die geheimen Stimmen seiner Seele lauscht. Mögen sie ihm einen neuen unbekannten Gott verkünden, mögen sie ihm eine fremde noch nie erhörte Kunstweise lehren, mögen sie ihn auf unbetretene, schwindelnde Pfade übersinnlicher Begriffe verlocken, der Weg, auf den sie ihn mit ihrem Sirenengesang leiten,

ist immer der gleiche: Fliehe die Welt! Kehre ein in deine Seele! Sie ist deine wahre Heimat. So lautet ihr Ruf.

Beide Welten, scheinbar einander so fremd, besitzen doch eine geheime Verwandtschaft, die sie als Kinder des gleichen Zeitalters ausweist. Indem die Welt unter den Händen der Technik zu einer rein äußerlichen erstarrt, findet der Geist keine Heimat mehr in ihr. Sie wird ihm fremd und fremder, bis er vergißt, daß er sie selber schuf. In diesem zur Maske erstarrten Abbild seiner selbst erkennt er sich nicht wieder, und so flüchtet er schaudernd zu sich selbst zurück. Er will gestalten, aber diese äußerlich als Ursache und Wirkung verbundenen Stoffe dünken ihm tot, so daß er den Samen seiner Gedanken ihnen nicht anvertrauen mag. Und sie führen ein unheimliches Eigenleben, gespensterhaft lebendiger Stoff, so daß der Geist hier nichts mehr zu tun findet. Sie bedürfen seines gestaltenden Willens nicht, sondern scheinen sich selbst genug. Darum muß sich der Geist, will er nicht müßig bleiben, unabhängig vom Äußeren aus den Gestalten seines Inneren eine eigene Welt erbauen.

Doch mit der Schöpfung der beiden Welten ist das Geschäft des Geistes auf dieser Stufe seiner Entwicklung noch nicht beendet. Er hat sich eine Welt gegenübergestellt, um sich selbst in ihr zu erkennen. Er ist sich selbst zum Gegenstande geworden, nicht um des Gegenstandes, sondern um seiner selbst willen. Er sollte sich also in dem Gegenstande wiederfinden. Noch vermag er dies nicht, aber wenigstens den Versuch dazu muß er machen. Nicht auf einmal gelingt es ihm, so entgegengesetzte Welten, wie wir sie schilderten, miteinander zur Deckung zu bringen. Mehrfach wird er zwischen beiden hin und her gehen müssen, an dieser jenes, an jener dieses abändern, ob sie sich nicht schließlich doch aneinander angleichen lassen. Auf dieser Stufe dürfen wir ein Gelingen solcher Versuche nicht erwarten. Denn mit ihrem Gelingen steigt der Geist zu der höheren, dritten Stufe empor, auf der er den Gegensatz, der ihn hier zerreißt, überwunden hat. Für jetzt haben wir nur von den verfehlten Versuchen des Geistes, einen solchen Ausgleich herbeizuführen, zu erzählen.

Das Äußere soll mit dem Innern, das Innere mit dem Äußern in Übereinstimmung gebracht werden. Also muß sich das Äußere nach dem Innern, das Innere nach dem Äußern richten. Das Innere,

sahen wir, lebte in leeren Gedanken, denen außerhalb des Geistes keine Wirklichkeit zukam. Soll sich danach das Äußere richten, so mußte es selbst ein schwärmerisches Ansehen gewinnen. Und dies geschieht, indem der Geist aus seiner schwärmerischen Einsamkeit sich ihm zuwendet und es nach seinen, fern von aller Wirklichkeit ausgedachten Plänen gestalten möchte. Jetzt ist die goldene Zeit der Planeschmiede. Der Geist, der in der Technik so eindrucksvoll seine Macht über das Äußere bewiesen hat, glaubt nichts mehr seinem Willen verschlossen. Er sieht nicht ein, warum seine in der Stille gesponnenen Gedanken nicht ebenso wohl die Wirklichkeit meistern sollten, wie es den technischen Gedanken alle Tage gelingt. Abenteuerliche Pläne glaubt man jederzeit ins Werk setzen, mit Plänen das Gefüge der Welt umstürzen zu können, mit Plänen die Menschen nähren und kleiden und glücklich machen. Um so gespensterhafter muß die Welt danach aussehen, da nicht mehr nur klare Gedanken, sondern auch verstiegene Einbildungen und verschrobene Träume als wirkliche Dinge im Licht des Tages umherwandeln.

Und das Innere muß nach dem Äußern gewandelt werden. Das Äußere aber ist der Stoff. Nach ihm soll der Geist sich richten? selbst zum Stoffe werden? Das scheint unmöglich. Wie kann der Geist, das ursprüngliche, frei aus sich selber quellende Leben, sich jemals in das Tote, den bloßen Stoff verwandeln? Er müßte sich selbst das Leben nehmen. Wie sollte er sich dazu entschließen? Und selbst wenn er diesen verzweifelten Entschluß faßte, wie sollte er ihn ausführen? Wie kann an den Geist, den ewig lebendigen, der Tod gelangen? Wir scheinen von Unmöglichem zu reden und reden doch — leider! — von dem aller Alltäglichsten! Ist es die Sehnsucht des Geistes, um jeden Preis in sein Dasein Einheit und Übereinstimmung zu bringen, die ihn zu solchem Schritt der Verzweiflung drängt? Oder vermag er das Leben in der leeren Innerlichkeit nicht länger zu ertragen, so daß er den Hunger nach Stoff befriedigen muß, selbst um den Preis, selber zum Stoff zu werden? Um sich bemerkt er nur Stoff, gestalteten Stoff, aber doch Stoff. In seinem Innern hat er ihm nichts entgegenzustellen als Träume. Es ist aber nicht jedermanns Sache, nur zu träumen. Und so wirft er sich dem Stoff in die Arme, gibt sein eigenes Leben preis und redet sich mit allen möglichen Gründen vor, daß

auch er selber nur Stoff sei. Klugelei der Verzweiflung! Da der Geist nicht zum Stoffe werden kann, möchte er es sich wenigstens einreden und führt sein Leben in freiwilliger Sklaverei des Stoffes. Seine Lüste und Begierden sind die Ketten, mit denen er sich selbst zum Dienste des Stoffes fesselt. Er umwindet sie sich mit Blumen, um sich von deren Dufte betäuben zu lassen, damit ihm nur ja nicht einmal einfällt, daß er frei ist, und niemand ihn zu binden vermag, wenn er es nicht selber besorgt. Ein traurig lächerliches Bild!

Und wunderlich genug ist das Ergebnis dieses wunderlichen Rollentausches. Das Geistige, meint man, könne äußerlich zustande kommen, dann habe das Innere es nicht nötig, sich auf sein eigenes geistiges Leben zu besinnen, und könne in der Gefolgschaft des Stoffes verharren. Man schwört auf äußere Einrichtungen, von ihnen allein erwartet man Fortschritt und Gesundung aller Verhältnisse. Äußere Einrichtungen sollen das Sittliche hervorbringen, in äußern Einrichtungen wähnt man das Sittliche darstellen zu können. Was nur aus dem tiefsten Innern des Geistes hervorbrechen kann, die allgemeinen Werte, sollen äußerlich dastehen, so daß man sie jedermann zeigen kann. Damit glaubt man sich der Mühe überhoben, sie in seinem eigenen Innern zu beleben. Man ist beruhigt, sie äußerlich vorhanden zu wissen, und wirft sich mit um so besserem Gewissen wieder völlig dem Stoff in die Arme, um in einem Leben sinnlosen Genusses die Stimmen des Geistes zu ersticken.

Wenden wir unsern Blick von diesen unerfreulichen Bildern! Eine schöne, edlere Zeit steigt empor, wenn es dem Geiste gelingt, sich zur dritten Stufe zu erheben. Hier wird er die zuvor vergeblich gesuchte Einheit herstellen, und das zuvor zerrissene Leben wird wieder in Glanz und Fülle erstrahlen. Aber wie soll es dem Geiste möglich werden, sich aus seiner Verwirrung zu lösen? Wie soll er die beiden Seiten seines Wesens, die ihren Sinn so völlig vertauscht haben, wieder zurecht und in ihr wahres Verhältnis bringen? Die wahre Quelle des Geistes ist unter Schutt und Schlamm verschüttet und ihre Wasser ziehen als gespenstische Nebelschwaden durch die Luft.

Eine wirkliche Einigung beider Glieder kann nur zustande kommen, wenn jene im wörtlichen Sinne verkehrte Weltansicht aufgehoben, der Geist wieder als das wahrhaft Innerliche und

als Herr alles Äußeren erfaßt würde. Wie aber soll dies dem in das Sinnliche verstrickten Geiste gelingen? Wir sahen schon, die Ketten, die ihn banden, hatte er selbst sich gewunden. Das ganze Verhältnis, das ihn schier zu ersticken droht, ist ja nur seine eigene Schöpfung. Er selbst hat das Äußere erst gestaltet und es in dieser Gestaltung solche Macht gewinnen lassen, daß es ihn schließlich selbst bezwingen konnte. Der Geist braucht sich nur auf seine Macht und Hoheit zu besinnen, und er wird die ganze Gespensterwelt, die sich um ihn aufgetürmt hat, vertreiben. Zu solcher Besinnung freilich kann er nur durch eigenen Entschluß gelangen; es kann ihm niemand dazu helfen, aber auch niemand daran hindern, wenn er ihn fassen will.

Am Eingang dieses Zeitabschnittes steht eine Tat des Geistes. Nur durch freie Tat kann er sich aus den Banden des Sinnlichen lösen und sich seine ursprünglichen Herrscherrechte zurücknehmen. Die Notwendigkeit solchen Entschlusses kann ihm niemand beweisen, zu seinen Vorteilen niemand zuraten. Denn kein Beweis und kein Rat dringt zu den Tiefen des Geistes, aus denen das neue Leben hervorbrechen muß. In die tiefste Einsamkeit seines Innern muß er hinabsteigen, um aus den verborgenen Schächten seines Wesens Mut und Kraft zu solcher Tat sich emporzuholen. Nur unverzagte Steiger dringen dort hinab, wo der Schatz ruht, welcher der Welt einzig das Heil zu bringen vermag, das alle Seher und Weise ihr verkündet haben.

Indem der Geist sich auf sich selber besinnt, erwachen die ihm einwohnenden Werte zu hellem Bewußtsein. Er findet sie als sein eigentliches Wesen und weiß sich in ihnen erhaben über alle stoffliche Bindung. Hier besitzt er eine unentnehmbare Stellung, hier ist er mit irdischen Waffen nicht zu verwunden.

Aber diese Freiheit von dem Stoff und dem Äußern ist nicht die gleiche wie sie auch dem Schwärmer zugänglich war. Der hatte sich in die leere Innerlichkeit seines Bewußtseins geflüchtet und fand hier auf dem schwanken Grunde wechselnden Beliebens keinen sicheren Halt. Und er verlor jeden Zusammenhang mit der Umwelt. Diese Werte dagegen, die sich jetzt dem Geiste in seinem Innern erschließen, heißen nicht umsonst Ideen, Gestalten. Sie wurzeln zwar im Innern des Geistes, reichen aber in ihrer Bedeutung und Wirkung über das Innere hinaus. Sie wollen alles

Seiende, Inneres wie Äußeres, nach sich gestalten. Also keine Gestaltung, welche wie die technische, ihr Gesetz vom Stoffe empfinge, und in der daher schließlich das Gestaltete über das Gestaltende obsiegte. Sondern eine Gestaltung, welche ihr Gesetz unmittelbar vom Geiste empfängt, in welcher die Werte des Geistes sich wahrhaft darstellen, also auch das Äußere wahrhaft vom Geiste gestaltet, bezwungen erscheint. Nur in solchem Leben schmilzt die starre Wand, welche Inneres und Äußeres schied, und beide fließen wieder in einen einheitlichen Strom des Lebens zusammen. Nur die Herrschaft des Geistes über den Stoff verbürgt solche beständige Einheit; als Sklave des Stoffes vermag der Geist auf die Dauer nicht zu bestehen, wie lange er es sich auch einreden mag.

Damit wandelt auch das Äußere seinen Anblick. Es bleibt nicht tot, um sich höchstens in einem gespensterhaft erborgten Leben zu regen, sondern es strahlt unmittelbar die Züge des Geistes zurück. Jetzt erst wird es sein wahres Spiegelbild, da es sich von seinen Formen durchleuchten läßt. Jene unheimliche Fremdheit, mit dem das Äußere bisher dem Geiste entgegentrat, schwindet; ihm vertraute Züge nimmt es jetzt an, so daß er es versteht, so daß er in ihm sich selber wieder findet.

Technik des Äußern und Schwärmerei des Innern gleichen ihr Wesen einander an, indem in beiden das Allgemeine, Ewige hindurchbricht. Technik verklärt sich zur Kunst, Schwärmerei vertieft sich zum Glauben. Sittliches Handeln, entsprungen aus den Werten des Innern, gestaltet das Äußere nicht um sinnlicher Vorteile, sondern um ewiger Werte willen. Die Gemeinschaft, von solchem Handeln geformt, wird wieder Ausdruck der inneren Werte. Die Einzelnen sind in ihr nicht vereinsamt, sondern finden ihre Forderungen in ihr erfüllt; nicht äußere Beziehungen, sondern gemeinsames Leben bindet sie aneinander.

Nun erstrahlt alles Dasein wieder in warmem Glanze. Was der Geist innerlich denkt und empfindet, tritt ihm zugleich als ein äußerlich Vorhandenes entgegen. Er fühlt sich nicht mehr fremd in der Welt, sondern findet in Allem die vertrauten Züge seines eigenen Wesens wieder. Der Streit ist beendet, der Friede des Geistes mit der Welt ist geschlossen. Sie gibt sich willig seinen Gedanken hin. Und um so stolzer kann er sich seines Sieges

freuen, als er nicht, wie in dem ersten Zustande, ein geschenkter, sondern ein selbst errungener ist. Die Einheit des Lebens, welche der Geist jetzt wieder genießt, ist nicht wie damals von vornherein gegeben, sondern bewußt geschaffen. Der Geist behält eine Erinnerung an den schmerzlichen Weg, den er zurücklegen, an den wechselvollen Kampf, den er bestehen mußte. Diese Klarheit über sein eigenes Schicksal unterscheidet sein Wesen jetzt von dem im Anfang. Die Herrschaft über das Leben, die ihm damals von Geburt zufiel, hat er sich jetzt aus eigener Macht zurückgewonnen.

Jetzt ist der Geist zu seiner Höhe emporgestiegen. Gelingt ihm die Versöhnung beider Seiten vollständig, dann öffnen sich ihm die Pforten zu einem jener Märchenlande der Geschichte, wo der Streit der Geschöpfe zu Friede und Freude geschlichtet ist und ein Sinn aller Willen beherrscht. Äußere Gesittung und innere Bildung klingen einträchtig zusammen, und die Gestaltungen des Lebens sprechen nur aus, was das Gemüt in seinen Tiefen bewegt. Solche Darstellung des Innern im Äußern, solche Versinnlichung, Versinnbildlichung des Geistes aber nennen wir Kunst. Es ist kein Zufall, daß solche Gipfel der Geschichte von dem verklärenden Schimmer der Kunst erleuchtet werden. Sie hat das Heroldsamt des Lebens übernommen.

In dem tatsächlichen Verlauf der Geschichte sind solche Hohezeiten dem Geiste nur selten beschieden gewesen. Sie entstehen nur, wenn der Gegensatz in seiner vollen Kraft und Tiefe herausgearbeitet und doch vollständig wieder vereinigt ist. Aber es gibt auch geringere Möglichkeiten der Vereinigung, indem die Gegensätze nur zum Teil entwickelt werden oder nur eine teilweise Vereinigung stattfindet. Solch vorübergehender Ausgleich, leichter gefunden, leichter erschüttert, macht oft dem Geiste, der in der bloßen Zerrissenheit nicht verharren kann, das Dasein überhaupt erst möglich. Wenn das Leben ihn ganz versagt, kann schließlich sogar der Einzelne von sich aus ihm zustreben, um wenigstens in seinem Innern die Mißtöne zum Einklang zu bringen, mit denen das Leben fortan seine Ohren bestürmt.

2. Vom Geist unserer Zeit.

Wir dringen zum Mittelpunkt unserer Betrachtungen vor. Nachdem wir die Entwicklung des Geistes und die Stufen seines Lebens kennen gelernt haben, sind wir vorbereitet auf die Beantwortung der Frage, welche den eigentlichen Gegenstand unserer Erörterungen bildet. Auf welcher Stufe dieser Entwicklung des Geistes befinden wir uns in der Gegenwart? Welches ist die besondere Art, in der sich das Wesen des Geistes heute darstellt?

Es ist unsere Aufgabe, diese Frage mit all der Ruhe und Gelassenheit zu beantworten, welche dem Denken allein geziemt. Wie nahe sie uns berührt, wie tief sie unser ganzes Leben und Dasein beeinflussen mag, davon haben wir hier zunächst völlig abzusehen, um uns die Klarheit des Gedankens durch keine aufsteigenden Leidenschaften verdunkeln zu lassen. Nur solche Klarheit vermag uns den Weg durch das Gewirr des gegenwärtigen Lebens zu erhellen, während die Leidenschaften uns nur wie tanzende Irrlichter seitab in das Dickicht verlocken können. Mancher Weggenosse — seien wir offen — ist so verführt worden und elend stecken geblieben. Denn als unser öffentliches Leben zusammenbrach, eilten von allen Seiten kluge Doktoren und Ärzte herbei, und jeder wußte sein neuestes Allheilmittel oft mit sehr vernehmlicher Stimme anzupreisen, das die Leiden unsres Volkes bestimmt und in Kürze heilen würde. Mit düsteren oder rosigen Farben wußten sie uns die Zukunft zu malen, von welcher Seite und in welcher Laune sie nun gerade das Leben betrachteten. Solch vorschnelles Urteilen kann uns nichts nützen. Wir müssen mit ruhigem Blick zu den Gründen unsres Lebens hinabschauen und uns weder durch Haß noch durch Neigung blenden lassen.

Drei Zeiten im Leben des Geistes haben wir unterschieden. Welcher von ihnen unsere Gegenwart angehört, darüber, scheint es, kann ein Zweifel nicht wohl bestehen. Die Sprache des Mythus ist für uns verstummt, die Welt ist uns erstorben und wacht uns nur

in seltenen Augenblicken der Erhebung des Gemüts wieder zu vertrauter Zwiesprache auf Jener ersten glücklichen Zeit, da der Geist noch, ohne zu fragen und ohne zu wünschen, in sich selber ruhte, gehören wir nicht mehr an Aber auch die Tore zu der dritten Zeit voll Glanz und Fülle, da der Geist bereichert mit allen Schätzen des Daseins zu sich selber heimkehrt, sind uns verschlossen Wie dürften wir unser Leben mit seinem selbstsüchtigen Eigennutz und seiner Entfremdung von allen tieferen Werten der Seele mit solchen Zeiten der Herrlichkeit vergleichen?

Kein Zweifel aus dem Lande solch vollen und ganzen Lebens sind wir vertrieben, gebannt in Mangel, Halbheit und Zweifel Ach! jeder Blick auf unser Leben bestätigt es uns! Häßliche Bilder voll wirrer Fratzen drängen sich heran Wahnbetörte Stimmen tönen verworren durcheinander Und hätten wir uns nicht gelobt, mit mutigem Sinne den Anblick zu ertragen, so flöhen wir noch jetzt voll Schauder und Ekel in ferne Einsamkeit, wohin die Schreckgespenster dieses Lebens uns nicht zu folgen vermöchten

Wir haben nur noch einen Blick auf unser Leben geworfen, und schon hat sich uns das Herz zusammengekrampft, Entsetzen hat uns gepackt und voll Grauen wenden wir uns von solchem Bilde ab Wie sollen wir es ertragen, ihm länger ins Auge zu sehen, und jeden einzelnen Zug, in dem die Schrecken des Ganzen gesteigert wiederkehren, uns gesondert zum Bewußtsein zu bringen? Aber es muß sein! Wie sollten wir, denen das Denken als Geschenk und Bestimmung verliehen — manchen Geschlechtern ist es eine Gabe des Glücks, manchen eine Gabe des Zorns —, wie sollten wir nicht unserer Zeit gedenken, die des Denkens so dringend bedarf? Wir haben ihr Glück geteilt, wie sollten wir ihr im Unglück die Treue brechen, um uns auf einsamen Inseln des Geistes nur mit uns selber zu trösten? Wir werden die Kraft finden und den schreckensvollen Anblick ertragen Unser Geschlecht ist ja durch eine harte Schule gegangen. Das Schicksal hat uns nicht verwöhnt und uns manches ertragen gelehrt, was früher nicht zu ertragen schien Die Augen, die in vier Jahren eines Krieges voll nie erhörter Leiden so manchen lieben Waffenbruder blutig zerfetzt zu Boden gerissen sahen, werden sich auch gewöhnen, ohne überzugehen, den jammervollen Anblick unseres Lebens auszuhalten

Jetzt ist keine Zeit, sich feinen Gefühlen hinzugeben! Wie der Truppenführer die Schrecken der Schlacht nicht bemerken darf, um klaren Sinnes den Feind zu beobachten und Befehle zu erteilen, so soll unser Auge vor den Leiden der Zeit erstarren. Keine Trauer soll uns den hellen Verstand umnebeln, mit dem wir kalt, als redeten wir von einer fernen Vergangenheit, unser Dasein zergliedern wollen. —

Wir leben auf der zweiten Stufe der geistigen Entwicklung, in dem Zustand der Trennung des Innern und Äußern, in dem Zustand der Entfremdung des Geistes von sich selbst. Jeder flüchtige Blick auf unser Leben muß es uns bestätigen. Die Merkmale dieses Zustandes, wie wir sie in unserer letzten Betrachtung aus reinen Begriffen herleiteten, waren die offenbaren Merkmale unserer gegenwärtigen Zeit.

Jetzt ist es unsere Aufgabe, das dort gewonnene Gerippe mit einer größeren Fülle lebendiger Tatsachen zu umkleiden. Wir werden dabei nicht mehr von dem Begriff, sondern von der Erfahrung ausgehen, und uns der zuvor gefundenen Begriffe nur als Richtungspunkte bedienen, auf die wir unsere Untersuchung hinzuleiten haben.

Aber ehe wir an die Lösung unserer Aufgabe gehen, muß noch ein Hindernis beseitigt werden. Wir wollen von dem Geiste unserer Zeit handeln, von dem Geiste der Gegenwart. Was aber ist unsere Zeit? Was ist Gegenwart? Wir wollen hier alle spitzfindigen Untersuchungen darüber, wie Gegenwart als ein bloßer Durchgangspunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft zu einer gewissen Dauer befestigt werden könne, beiseite lassen. Es mag uns hier genügen, die Gewähr solcher Dauer in dem einheitlichen Bewußtsein einer Zeit von sich selber zu finden. Aber gerade dies einheitliche Bewußtsein, welches eine gewisse Spanne Zeit zu einer Einheit zusammenschließt, scheint unsrer Gegenwart vollkommen verloren. Krieg und Revolution haben unser Leben in seinen Grundfesten erschüttert, sie haben sein Antlitz so völlig verwandelt, daß wir uns selber nicht wiedererkennen. Was gestern galt, gilt heute nicht mehr. Und wollten wir uns eigensinnig auf das Heute als die allein unzweifelhafte Gegenwart beschränken, so müßten wir befürchten, daß das flatterhafte Leben uns auch dann noch ein Schnippchen schlüge, indem es, ehe wir unsere Gedanken vollendet hätten, schon wieder in einer neuen Verkleidung aufträte.

Um solcher Fopperei zu entgehen, wollen wir uns zuerst an die allgemeinen Züge unseres Lebens halten, die ihm über allen Wandel der Verhältnisse hinaus ein einheitliches und bis zu einem gewissen Grade dauerndes Gepräge leihen. Erst nachdem wir diesen Rahmen abgesteckt haben, wollen wir die beiden großen Ereignisse der Gegenwart, Krieg und Revolution, gesondert betrachten und ihre Stelle innerhalb jenes Rahmens bestimmen.

Lassen wir uns von der begrifflichen Gliederung leiten, auf welche uns unsere vorigen Erörterungen führten, so haben wir zur Lösung unserer Aufgabe drei Fragen zu beantworten:

1. Wie stellen sich die zwei Welten des Äußern und des Innern in unserer Zeit dar?
2. Welches ist ihr Verhältnis zueinander?
3. Welches ist das Ergebnis ihrer Wechselwirkung?

1. Der deutsche Geist hat in den Werken unserer großen Dichter und Denker um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert am tiefsten und am vollständigsten sein Wesen ausgesprochen. Im Mittelpunkte dieser Bewegung steht der deutsche Idealismus, wie er von Kant, dem Königsberger Weisen, begründet wurde. Sein tiefster Gehalt liegt in dem Gedanken der Pflicht, auf ihm ruht das ganze Gebäude des kantischen Denkens. In der Pflicht tritt ein unbedingtes Du sollst! allem bloß natürlichen Leben gegenüber; sie ist deshalb kein Ergebnis dieses Natürlichen, sondern in ihr bricht ein höheres Leben im Menschen hindurch. Seine Pflicht vergewissert ihn seiner Heimatsrechte im Reiche des Geistes.

Wir haben hier nicht zu verfolgen, wie von dem Boden dieses Begriffes aus unsere Denker die Mannigfaltigkeit des sittlichen, rechtlichen oder künstlerischen Lebens deuteten, und wie auf diesem Boden ein eigenes künstlerisches Leben erwuchs, das in den Schöpfungen unserer großen Dichter Gestalt gewann. Wir weisen nur darauf hin, wie damit eine ganz bestimmte, den tiefsten Antrieben des deutschen Geistes entsprechende Auffassung vom Menschen und Menschenleben gewonnen war. Der Mensch gilt hier nicht als ein Wesen, das die Inhalte seines Daseins von Außen empfängt, das sich in der Hauptsache leidend den Eindrücken der Erfahrung hingibt. Sondern er gilt als ein ursprünglich tätiges Wesen, das in freier Selbständigkeit sich selbst und den Gehalt seines Lebens bestimmt; das nicht von irgendeinem Äußern gestaltet wird, sondern

den Grund aller Gestaltungen in sich selber trägt. Sein Leben ist daher nicht ruhendes Sein, sondern schaffende Tat. Und diese Tat hat ihren Sinn nicht in dem äußern Erfolge, der ihr vielleicht werden mag. Das hieße ja jenes aus dem Innern des Geistes hervorbrechende Leben wieder unter die Herrschaft des Äußeren bannen. Vielmehr hat sie Sinn und Wert in sich selber, denn in ihr erweist sich der Mensch eben als Bürger jenes höheren Reiches, das allein einen unbedingten Wert besitzt.

Luther hatte die Arbeit geheiligt. Er hatte den Fluch von ihr genommen, der seit Alters auf ihr lastete. Die Welt der Arbeit, die zu Luthers Zeit in den aufblühenden Städten so kraftvoll hervortrat, ist von ihm gerechtfertigt worden. Nach langen Zeiten des Elends, da furchtbare Kriege die Früchte solcher Arbeit verwüsteten und der deutsche Geist das Zutrauen zu sich selber verloren hatte, — Leibniz' einsam mahnende Rede verhallte vergeblich —, nach langer Zeit erneuert Kant den alten deutschen Gedanken. Wiederum ist er eine Rechtfertigung deutscher Arbeit.

Aber was hier gedacht war, wurde erst in der Not der folgenden Jahre dem deutschen Volke wahrer Besitz. Es mußte im Kampf gegen Napoleon an den Rand der Vernichtung geraten, ehe die Gedanken seiner Weisen, durch Fichtes Predigt ihm besonders eindringlich nahe gebracht, in seiner Seele Wurzel schlugen. Als Stätte seiner Arbeit, als Acker, dem er die Früchte seines Fleißes zu neuem Keimen anvertraut, ist Volk und Vaterland dem Manne bereitet. Sie sich zu erhalten, und wäre es mit Hingabe seines Lebens, ist höchste Pflicht; denn das Sinnliche verliert seinen Wert, wenn es nicht mehr der Stoff sein darf, in den das Ewige hineingebildet wird. Diesen Boden seines Wirkens sich zu erhalten, setzte der Deutsche in den Freiheitskriegen sein Leben ein. Im Anblick des Todes wurde ihm der Sinn des Lebens, wie seine Denker ihn gedeutet hatten, vertraut. Die heilige Flamme der Begeisterung schmolz alle Gegensätze in einen glühenden Strom zusammen. Der Deutsche hatte einen der Höhepunkte seines Daseins erlebt. Kein Zufall, daß diese Zeit allen folgenden Geschlechtern als das große Vorbild vor Augen stand, dem zu gleichen ihre edelste Aufgabe wäre.

Fichte, der Redner an die deutsche Nation, hatte am lautesten den Ruf nach schaffender Tat erhoben. Handeln! Handeln! ist unsere

Bestimmung. Und ein Jahrhundert der Tat brach an, wie es in gleicher Kraft noch keine frühere Zeit gesehen hatte. Fleiß und Geschicklichkeit der Deutschen, in den elenden Zeiten der Vergangenheit nicht zur Entfaltung gekommen, ließen sie jetzt rasch den Vorsprung der anderen Völker einholen, ja diese vielfach überholen. Das Wissen, früheren Zeiten an sich selber der höchste Wert, galt fortan nur in der schöpferischen Anwendung auf die Wirklichkeit etwas, die Technik wird das eigentliche Kennzeichen des Jahrhunderts. Sie hat in Deutschland eine sehr vornehme geistige Abkunft. Ist sie doch unmittelbar auf dem Hauptgedanken der idealistischen Philosophie begründet.

Aber alles Tun birgt eine geheime Gefahr, die bald hervortreten sollte. Unsere Denker waren darin einig, dem Handeln als solchem, unabhängig von seinen Erfolgen, seinen Wert zuzuschreiben. Der Erfolg meines Handelns steht nicht in meiner Hand, er kann mir also sittlich nicht zugerechnet werden. Je größere Erfolge aber dem Handeln beschieden waren, um so mehr drängten sie sich hervor und erschienen mehr und mehr als die Hauptsache. Nicht mehr das Tun, sondern die Leistung wurde gefordert, nicht mehr die Arbeit, sondern das Werk. Das Wissen, ganz auf die wirkliche Anwendung seiner Begriffe gerichtet, ist nur bemüht, die Leistungen zu steigern und das Werk auf dem kürzesten und leichtesten Wege zustande zu bringen. Und dies erschien am sichersten erreichbar, wenn alle zu dem Erfolg nötigen Handgriffe möglichst der doch immer schwankenden Arbeitsleistung des Menschen abgenommen und einem selbsttätigen Zusammenwirken äußerer Stoffe übertragen wurden. Die Maschine bedarf zu ihrem Fleiß nur natürlicher und keiner sittlichen Antriebe, und auf jene kann man bekanntlich sicherer rechnen. So wurde das Handwerk in zahlreichen Gewerbezweigen durch das Maschinenwesen verdrängt. Je vollkommener aber die Maschine ihre Aufgabe erfüllte, um so weniger bedurfte sie der Mitwirkung des Menschen. Dessen Leistung wird dabei immer mehr vereinfacht und sinkt schließlich selbst zu einer maschinenmäßigen Gleichförmigkeit herab.

Je geringer so die lebendige Leistung des Menschen wird, je größer die mechanische Leistung der Maschine, um so mehr wird der Mensch seinem Werke entfremdet. Er erkennt sich in ihm nicht wieder, denn fortan ist nur ein verschwindender Teil seines Selbst dem Werke

eingesenkt. Die Einheit von Mensch, Arbeit und Werk, wie sie Goethe so schön am Handwerk verherrlicht hat, ist verloren gegangen. Der Mensch lebt nicht mehr in seinem Werk, sondern steht ihm gleichgültiger als einem fremden gegenüber. Er vermag bei seiner eingeschränkten Leistung nicht mehr seine ganze Ehre und Achtung vor sich selbst in das Werk zu legen. Manchmal wird er es beinahe hassen, weil die Maschine ihn selbst zur Maschine entwürdigt hat.

Warum bleibt er dieser ihm gleichgültig gewordenen Arbeit dennoch treu? Nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern weil zwischen seiner Arbeit und seinem Werk eine neue Macht emporgekommen ist, die ihn mit unlöslichen Fesseln an seine Arbeit schmiedet und sich bald zum eigentlichen Herrn des Lebens macht: das Geld.

Einer der tiefsten sittlichen Gedanken unsrer Religion knüpft die Erhaltung des Lebens an die Arbeit des Menschen in seinem Beruf. Die sittliche Leistung erhält das sinnliche Leben. Je geringer aber mit der Entwicklung des Maschinenwesens die Leistung des einzelnen Menschen wird, oder je mehr sie sich hinter den verwickelteren Bedingungen der Arbeit verbirgt, um so weniger ist sie fähig, das Leben des Einzelnen zu erhalten. Seine Leistung ist einförmig, seine Bedürfnisse sind mannigfaltig. Nicht unmittelbar können aus dem Ertrag seiner Leistung die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hervorgehen. Vielmehr bedarf es hier eines Zwischengliedes, das in freiem Wechsel gegen jede Art Leistung und jede Art Befriedigung eines Bedürfnisses eintauschbar ist. Dies Mittel muß selbst unabhängig von jeder Bindung an irgendeinen bestimmten Lebenswert sein, damit es in freier Beweglichkeit gegen jeden Wert eingewechselt werden kann. Metall, höchstens zum Schmucke verwendbar, Papier und solche wertlose Stoffe, werden zum Gelde gestempelt, dem unnützesten, nützlichsten Ding dieser Welt.

Das Erzeugnis dieser Arbeit oder diese selbst wird gegen Geld eingewechselt, um dies wieder gegen andere Erzeugnisse oder andere Arbeit einzuwechseln. Aber dies bloße Mittel, das Geld, das in sich selbst gar keinen Sinn besitzt, hat nun gleichfalls das Bestreben, sich zu verselbständigen und seine Macht über das Leben zu erweitern. Je weniger die Seele des Menschen in seiner Arbeit lebt, um so weniger kann er ihr einen eigenen Wert zuschreiben. Sie ist ihm nicht mehr Zweck an sich selbst, — dann hätte er sie längst im Stiche gelassen. Sie wird ihm zum bloßen Mittel, zunächst zum Mittel für

die Befriedigung seiner Bedürfnisse. Diese aber ist an den Besitz von Geld gebunden. Und wenn nun in dem verwickelteren Leben die Mittel zu solcher Befriedigung nicht immer gleich zur Hand sind, so erscheint es um so wichtiger, das eine Mittel jederzeit bereit zu haben, gegen das man jede Art von Befriedigung jederzeit eintauschen kann. So wird das Geld der eigentliche Zweck der Arbeit.

Das Geld aber ist das an sich schlechthin Wertlose. Es empfängt seinen Wert nur von der Leistung, gegen die es eingetauscht werden kann. Darum haftet ihm dieser entliehene Wert nur eine Zeitlang an, es vermag ihn nicht selbst zu behaupten, wenn er nicht rasch in neue Leistungen wieder umgesetzt wird. Diese aber erzeugen auch wieder Geld, und so wird aus Sorge vor der Entwertung des Geldes das Geld beständig vermehrt. Dadurch aber wird es erst recht entwertet, denn je mehr von einer Sache vorhanden ist, um so wertloser ist sie. So wächst die Sorge und mit der Sorge das Streben nach Vermehrung des Geldes, die doch auch jene Sorge nur immer weiter vermehrt. Es entsteht der unersättliche Hunger nach Geld, der, je mehr er befriedigt wird, nur um so hungriger wird, — ein Länder und Völker verschlingendes Ungeheuer.

Dies ist die furchtbare Entwicklung, welche der hohe Gedanke der sittlichen Freiheit, wie ihn die deutschen Denker ergriffen hatten, im letzten Jahrhundert erlebt hat. Die sittliche Tat wird zur Arbeit im Beruf, die Arbeit im Beruf zur Maschinenarbeit, die Maschinenarbeit zur Arbeit um Verdienst, die Arbeit um Verdienst zur Sklavenarbeit im Dienste des Geldes. Der höchste und allein unbedingte Wert, die freie Tat, ist so zum Dienste des ganz Wertlosen, dem nur von außen durch Beziehung auf ein Anderes vorübergehend ein Wert geliehen wird, zum Dienste des Geldes erniedrigt.

Diese Entwicklung zu technischen Beherrschung der Welt und zur Herrschaft des Geldes ist nicht auf Deutschland beschränkt gewesen. Aber Deutschland hat in ihr vielfach die Führung gehabt. Dabei lag ein geheimer Hohn des Schicksals in der Tatsache, daß gerade die Eigenschaften der Deutschen eine solche Führung verschafften, welche sie sich aus dem höheren Schwung des Geistes in der Vergangenheit bewahrt hatten: ihr Fleiß und ihre Leidenschaft für die Sache als solche.

Die neue Welt, welche sich so in Deutschland gestaltete, hatte sich dem Geiste, aus dem sie geboren war, völlig entfremdet. Und

diese Entfremdung erhielt dadurch einen um so härteren Ausdruck, daß gleichzeitig die Deutschen einen neuen Anfall ihrer alten Vorliebe für das Ausland bekamen.

In Westeuropa war die wirtschaftliche, staatliche und gesellschaftliche Entwicklung nicht durch Kriege wie der dreißigjährige völlig unterbrochen. Innere Erschütterungen hatten diese Völker schneller überwunden und waren daher äußeren niemals erlegen. So konnten sie ihr Leben in einem verhältnismäßig gleichförmigen Zuge durch die Jahrhunderte fortführen. Es ist der Grund für jenen Vorsprung, welchen zumal Frankreich und England damals auf beinahe allen Gebieten des Lebens und Denkens unbestritten vor Deutschland hatten. Bei ihnen war deshalb schon frühzeitig eine Weltauffassung hervorgetreten, welche der neuen, technischen Weltansicht entsprach. Sie war hier unmittelbar aus gewissen Richtungen der Frühzeit des neueren Denkens hervorgewachsen, in welcher der Sinn für Mathematik und Naturwissenschaft im Zusammenhang mit der aufblühenden Wirtschaft schon vielfach eine technische Wendung genommen hatte.

Wir haben diese der Technik entsprechende Weltanschauung bereits in unserer vorigen Erörterung kennen gelernt. Sie ist recht eigentlich ein Erzeugnis der englisch-französischen Aufklärung. Das Sinnliche gilt als das wahrhaft Wirkliche und wird bald als ein rein Stoffliches verstanden. Der Mensch gilt, wie er sich sinnlich darstellt, als ein Einzelner, selbstisch in seinem Wollen bestimmt, und alle Gemeinschaft nur als eine nachträgliche Vereinigung solcher Einzelner. Während dies aufgeklärte Weltbild sich in Westeuropa gestaltete, wandelte der deutsche Geist auf völlig anderen Wegen, soweit er dies Bild nicht in seiner Vorliebe für das Ausland äußerlich annahm. Wo er seinen eigenen Trieben folgte, fand er, noch immer aufs tiefste erregt von dem vergangenen Streite um die Religion, der Offenbarung Gottes nach und suchte das Walten des Geistes in der Welt zu begreifen. Als tiefster Grund des Geistes, in dem der Mensch zugleich unmittelbar dem Göttlichen verbunden ist, erschloß sich ihm dabei die sittliche Forderung. Ihr zu genügen, wandte er sich dem Leben der Tat zu. So fand er, von völlig anderer Seite, einen Zugang zu der Welt, in welcher der Geist Westeuropas längst heimisch war.

Aber die Ergebnisse dieses tätigen Lebens widersprachen nun,

wie wir sahen, dem Grunde, auf dem es erwachsen war, durchaus. In der schaffenden Arbeit gestaltete sich ein völlig anderes Weltbild, als der Geist nach seinen Voraussetzungen erwarten mußte. Er fand sich mit seinen Gedanken in ihm nicht mehr zurecht. Dagegen wurde ihm vom Ausland eine fertige Weltansicht geboten, welche dem neuen Bilde vollständig zu entsprechen schien. Wie hätte sich seine alte Vorliebe für das Ausland nicht regen sollen? Eben noch in ernster, gründlicher Arbeit an den tiefsten Fragen des Daseins, warf er sich besinnungslos dem oberflächlichen Denken des Auslandes in die Arme. Dieser Rückfall in die Lehre der Aufklärung von der einzigen Wirklichkeit des Sinnlichen und des Stoffs, von der Geltung des Einzelnen vor aller Gemeinschaft, dieser Rückfall, welchen der deutsche Geist im Laufe des 19. Jahrhunderts erlebte, ist vielleicht der schmählichste Verrat an seinem eigenen Wesen, den er in seinem an solchem Verrat nicht ganz armen Leben geübt hat. Eben noch hatten die deutschen Denker in einer Reihe glanzvoller Siege das Reich des Geistes in die fernsten, nie geahnten Bezirke erweitert, da wirft der deutsche Geist seine selbstgeschmiedeten Waffen von sich, um sich wehrlos auf Gnade und Ungnade den Fremden zu überliefern. Dieser Abfall des deutschen Geistes von sich selbst ist eines der traurigsten Stücke in seiner Geschichte.

Wie sehr die ungünstigen, wir können auch sagen, undeutschen Wirkungen der neuen Weltgestalt durch diese Annahme einer fremden, dem Geiste feindlichen Weltansicht gefördert werden mußten, liegt auf der Hand. Denn hier erschien ja gerade das Äußerliche und Feindliche gerechtfertigt. Es wurde nicht als eine schlimme, lieber zu beseitigende Folge, sondern als das Wesen der Sache hingestellt. Mit desto besserem Gewissen konnte sich der Geist jetzt völlig diesem Dasein hingeben; er merkte gar nicht, wie er sich dabei beständig selbst verneinte. Eine Selbstzerfleischung, wie sie selten geübt ist!

Ein englischer Denker der Zeit hatte den Mut der Aufrichtigkeit, den wahren Sinn dieses Lebens, den man bisher doch immer etwas schamhaft verkleidet hatte, unverhüllt auszusprechen. Der höchste Wert, sagt er, ist der Nutzen, und das wahrhaft Nützliche ist das Geld! Vermehrung des Geldes ist also der eigentliche Zweck des Daseins. Es hat sich wohl noch kein Philosoph einer so großen Anhängerschaft zu erfreuen gehabt, wie dieser!

Es ist nicht zu sagen, welche Verwüstungen diese Weltanschauung in der deutschen Seele angerichtet hat. Vor ihrem Siegeszug ist die alte deutsche Art auf weiten Strecken dahingesunken. Der Glaube an das Übersinnliche schwand. Damit verlor die Arbeit ihren inneren Sinn. Sie schien nur noch dazu da, das Äußere zu gestalten, und der Zweck solcher Gestaltung mußte, da die Menschen dadurch weder besser noch glücklicher wurden, vielfach recht zweifelhaft erscheinen. Was Wunder, daß die Arbeit bald nur noch geschätzt wurde wegen des Verdienstes, den sie einbrachte, und der Verdienst, wegen der Möglichkeiten des Genusses, die er erschloß. Heim und Familie, der gesunde Mutterboden sittlicher Arbeit, wurden geflohen, nach der Großstadt und ihren Vergnügungen drängte die Masse. Geld und Genuß wurden die Götter des Lebens. Die Treue gegen Volk und Vaterland kam ins Wanken. Die innere Einheit zwischen Einzelnem und Gesamtheit löste sich. Der Einzelne glaubte sich jetzt als Zweck des Lebens ansehen zu dürfen. Die Gemeinschaft war um seinetwillen da, nicht er um ihretwillen. Die alte Geschlossenheit des Volksbewußtseins ging verloren. Aus selbstischen Gründen schlossen sich die Einzelnen zu frei gewählten Gruppen zusammen und waren vielfach bereit, das Wohl des Staates über dem Wohl der Partei zu vergessen. Auch der Staat ist nur noch eine Maschine, deren Arbeit einen möglichst großen Gewinn abwerfen soll. Und weil der Umlauf des Goldes an keine Landesgrenzen gebunden ist, so verflüchtigt sich vielfach das Bewußtsein des Zusammenhangs mit dem eigenen Volke. Bankherren und Kaufleute, Gewerbetreibende und Arbeiter fühlen sich oft weit enger als ihren Volksgenossen ihren Berufsgenossen jenseits der Grenze verbunden, mit denen sie Geschäfte machen oder Geschäfte machen möchten, wenn es nicht anders ist, auch auf Kosten ihrer Heimat.

Das Ergebnis ist abermals der volle Gegensatz zu dem ursprünglichen deutschen Denken, wie es in der deutschen idealistischen Philosophie seine tiefste Begründung erfahren hatte. Damals galt das Sinnliche nur als eine Darstellung des Übersinnlichen, von dem das Leben allein seine Antriebe und Regeln empfangen dürfe. Jetzt gilt das Sinnliche als das Letzte und Unbedingte, und es nicht als den höchsten Wert zu betrachten, für eitel Torheit. Damals bedeutete der Einzelne etwas nur in seiner Beziehung auf ein Ganzes und Gemeinsames, Hingabe für das Ganze, und wäre es mit Opferung

seines Lebens, war seine selbstverständliche Pflicht. Jetzt hält er sich selbst in seiner sinnlichen Einzelheit für das Letzte und Wichtigste. Von Pflichten gegen das Ganze mag er nichts hören, von seinen Rechten ihm gegenüber redet er desto lieber. —

Dieser Zustand ist durch vielfältige Erfahrung allzu bekannt, als daß er einer ausführlichen Schilderung bedürfte. Wenden wir uns lieber der anderen Hälfte des Daseins zu, um zuzusehen, wie sich neben solcher äußeren die innere Welt behauptet. Die große Entwicklung des deutschen Geistes vom ausgehenden Mittelalter bis zur Blütezeit war von einer mächtigen Bewegung des Innern getragen. Immer wieder hatte die Seele bei sich selbst Einkehr gehalten, um Kraft und Mut zu finden für neue Taten. Deutsche Mystik, Protestantismus mit seinen Ausläufern in erneute Mystik bis zum Pietismus, der einen starken Einfluß auf die volle Entfaltung des deutschen Geistes im Idealismus unserer großen Dichter und Denker ausübte, das sind die Haltepunkte auf dieser Bahn. Der Idealismus selbst erhebt den gleichen Ruf nach Selbstbesinnung, und er klingt in die romantische Mystik aus, die, allem bloß Äußeren abhold, nur in dem Weben der eigenen Seele Glück und Beruhigung findet.

So sich einzuhausen in dem eigenen Innern, galt durch Jahrhunderte als das eigentliche Kennzeichen des Deutschen. Er kannte nur die Lebensrichtung von Innen nach Außen, das Äußere hatte ihm nur Wert, soweit es vom Innern beseelt und durchleuchtet war. Diese alte deutsche Art konnte unmöglich so rasch verloren gehen. Alles Gute und Große im deutschen Leben hatte hier seinen Grund; das konnte unmöglich gleich vergessen werden. Je feindlicher die äußere Wirklichkeit diesem teuren Gute wurde, desto sorglicher mußte es von allen, die seines Wertes sich bewußt waren, gehütet werden. Spurlos freilich konnte die ihm so ungünstige Zeit nicht an ihm vorübergehen. Da die Werte des Innern in dem Äußern keinen Widerhall mehr fanden, verkrochen sie sich in sich selbst, wagten nicht mehr gestaltend nach außen zu wirken, sondern spannen sich in der Stille des Gemütes ein. Stubenluft bleichte ihr Antlitz, während sie doch dem Sturmwind des Lebens Stand halten sollten. Sie verkümmerten zu einem bleichsüchtigen Geschlecht, dem bald in Wahrheit die Kräfte zu dem Wirken fehlten, das es sich nicht zugetraut hatte.

Die Romantik, der letzte Sproß am Baume des deutschen

Idealismus, welkte in einer Dichtung des Weltschmerzes dahin, die von der Unfähigkeit der Seele, zum Äußeren ein sicheres Verhältnis zu finden, berichtete. Die Philosophie des Weltschmerzes klingt als eine eigentümliche Dissonanz durch die lauten Akkorde des an äußeren Erfolgen so reichen Jahrhunderts, für viele die einzige Mahnung an einen tieferen Sinn des Lebens. Zu wirklicher Größe und Macht konnte sich nur die heimlichste aller Künste erheben, weil in der Sprache der Musik die Seele nur von sich selber berichtet. Auf dieser Linie erhält sich die alte Innerlichkeit am deutlichsten.

Die große technische Welt war aus den inneren Antrieben des Geistes selbst hervorgegangen. Der Geist wußte sich als ihr Herr, und nur allmählich ist sie ihm über den Kopf gewachsen. Anfangs traute er es sich vollkommen zu, sie auch begrifflich und künstlerisch zu meistern. An dem Aufblühen des äußeren Lebens erwachte ein starker Wirklichkeitssinn auch in Wissenschaft und Kunst. Und er schuf, solange er genährt war von dem höheren Schwung der vorangehenden Zeit, bedeutende Werke auf allen Gebieten der einzelnen Wissenschaften von der Erfahrung wie in der erzählenden Dichtung. Die bildende Kunst, mehr als ihre Schwestern von dem Wohlstand des Lebens abhängig, holte überhaupt erst jetzt die Blüte nach, welche in der Vergangenheit die ärmlichen Verhältnisse hintan gehalten hatten.

Aber diese Nachblüte hat nicht lange gedauert. Je entschiedener sich das Äußere zu einer ihren eigenen Gesetzen gehorchenden Welt gestaltete, je fremder sie damit dem Innern gegenübertrat, um so weniger fand dieses an ihm einen Halt und zog sich mehr und mehr scheu auf sich selbst zurück. Es entstand jene Einsamkeit des inneren Menschen, die für unsere Zeit so bezeichnend ist. Äußerlich lebt er das äußere Leben mit, ja indem er in Kleidung und Benehmen sich ängstlich der allgemeinen Gleichförmigkeit anpaßt, sorgt er dafür, daß nichts sein inneres Leben nach außen verrate. In selbstbewußteren Zeiten setzte der Mensch vielmehr seine Ehre darein, was er innerlich war, auch äußerlich darzustellen. Jetzt verkriecht sich das Innere scheu in sich selbst.

So verlieren die großen geistigen Mächte, Wissenschaft, Kunst, Religion, ihren Zusammenhang mit dem Ganzen des Lebens. Der Sinn für die Wirklichkeit geht ihnen verloren und damit ein wich-

tiger Maßstab für Sinn und Bedeutung ihrer Bestrebungen. Die Wissenschaft verzettelt sich in immer kleinere Einzelfragen und besitzt nicht mehr den Blick für das Ganze. Wird an das Ganze erinnert, so geschieht es wiederum in einer nur flüchtigen, über die Tatsachen der Wirklichkeit hinstreifenden, nicht sie erschöpfenden Weise, die deshalb nur ein einseitiges Bekenntnis, keine allgemein gültige Erkenntnis zu bieten vermag. Die Kunst entartet in Ästhetentum und Snobbismus, so unwirkliche Zustände, daß es für sie in unserem guten Deutsch gar keine Namen gibt. Kein vermag sie sich nur zu erhalten, wenn sie in die Einsamkeit der reinen Landschaft entflieht oder, wie im Baustil, jedes eigene Recht zugunsten der Herrschaft der Technik aufgibt. Die protestantische Religion, der Mutterboden unsres großen Geisteslebens, zersplittert in eine Unzahl Richtungen, unter denen von der Vergötterung der Natur bis zur Heiligsprechung bloßer Gefühle beinahe jede mögliche Gestalt der Religiosität vertreten ist. Auflösung des geistigen Lebens ist das Kennzeichen auf der ganzen Linie. Mit einseitigem Trotz behauptet jeder das Recht seiner eigentümlichen Ansicht von Leben und Welt. Jede Gemeinschaft ist auch hier verloren gegangen, und diese großen Mächte des allgemeinen Daseins schrumpfen schließlich zu willkürlichen inneren Erregungen zusammen, in denen der Mensch einen Trost für den Verlust der großen Lebensinhalte sucht.

2. Wie wird sich das **Wechselverhältnis** beider Welten gestalten? Beide, sahen wir früher, werden versuchen, sich aneinander anzugleichen. Das Äußere wird sich nach dem Innern, das Innere nach dem Äußern richten. Das Äußere wird dabei nicht mehr als solches in seiner gegebenen Form anerkannt, sondern soll nach den schwärmerischen Einfällen des Innern umgestaltet werden. Das Innere sinkt zu einem bloß stofflichen Leben herab. Welchen Ausdruck finden diese Verhältnisse unter den besonderen Bedingungen der Gegenwart?

Jene dem Ausland entlehnte Weltansicht der Aufklärung, die so sehr das Gepräge des bloß Ausgedachten an sich trug, gibt den Planen der Zeit zur Umgestaltung des Äußeren ihre bezeichnende Art. Kein hoher Schwung der Einbildungskraft oder leidenschaftliche Aufregung des Gefühls erzeugt jetzt solche Bilder, sondern der nüchtern rechnende Verstand, der in der technischen Bewältigung

des Stoffes so große Erfolge gehabt hatte, will jetzt das ganze Leben seiner Herrschaft unterwerfen. Der Geist ist in dem äußeren Leben fremd geworden, er versteht die überlieferten Formen, etwa von Staat und Gesellschaft, und ihren wahren Sinn nicht mehr. Aus bloß erdachten Gründen will er sie umwandeln in bloß erdachten Gestalten. Das Wahrzeichen aber, unter dem der Geist diesen Kampf aufnimmt, ist der Gedanke der allgemeinen Gleichheit, wie er einer Zeit nahe liegen mußte, welche gewohnt ist, die verschiedenartigsten Werte in der Beziehung auf den großen einen Wert, das Geld, einander anzugleichen, ihres eigentümlichen Charakters zu berauben und also zu entwerten Alles soll gleich sein Kein selbständiger Wert wird anerkannt Wo sich einer hervortut, eilen von allen Seiten die besorgten Zeitgenossen herbei und ruhen nicht, bis sie ihn auf die Ebene der allgemeinen Mittelmäßigkeit herabgezogen haben.

Wir haben früher von dem Drang nach dem Stoffe erzählt, welcher den von dem Äußeren abgeschiedenen Geist erfüllt, ein Drang, den er schließlich in einem wilden Genußleben austobt Wir erzählen damit nur von der Gegenwart. Nur entfaltet heute die Technik eine so ungeheure Kraft, wie noch nie zuvor, und es tritt dadurch jene verhängnisvolle Rückwirkung des Stoffes auf den Geist, durch die der vom Geiste bezwungene Stoff Sieger über den Geist wird, noch machtvoller in die Erscheinung Der Mensch selbst, mit seinem ganzen Sinnen und Handeln, wird in die Welt der Maschinen hineingezogen Er wird selbst zur Maschine, atemlos umhergetrieben von dem großen Räderwerke, das er selbst in Bewegung gesetzt hat Anders vermag er sein Dasein gar nicht mehr zu führen Der ruhige, handfeste Lebensgenuß älterer Geschlechter ist ihm verloren gegangen. Ruhelos vom Leben gehetzt, reißt er nur im Vorbeijagen an sich, was an Genüssen sich zu bieten scheint, stets nach dem neusten und stärksten Reizmittel verlangend, da gegen alle andern sein Gaumen längst abgestumpft ist In solcher Hast aber kann wahrer Genuß nicht aufkommen; jeder Becher der Freude, kaum an die Lippen gebracht, schmeckt schal Und Ekel an allem ist der Erfolg.

3 Das Ergebnis dieser Wechselwirkung beider Welten ist damit bereits bezeichnet Es ist die völlige Entwertung des gesamten Daseins, die mit voller Absicht gewollte Entwertung Da

jeder Wert der Gleichmacherei zu Liebe ausdrücklich verneint oder in der Hast des Genusses rasch erschöpft wird, verliert das Leben überhaupt jeden übergreifenden Sinn. Es löst sich auf in einzelne Eindrücke, Erregungen, die man um ihrer selbst willen genießen möchte, ohne zu merken, wie einen das Leben äfft, das jeden solchen Eindruck alsbald wieder in das leere Nichts auflöst. Feierliche Lehren werden wohl gar aufgestellt, um zu beweisen, daß der einzig mögliche Wert in dem Einmaligen beschlossen liege. An der Sache selbst wird damit aber nichts geändert, und das Einmalige sinkt nach wie vor, kaum zum Leben erwacht, in das Grab der Vernichtung hinab.

Für Geld ist alles zu haben. Es ist der Stolz der Zeit, jeden Wert, aber auch jeden und wäre es der höchste und heiligste, auf diesen allgemeinen Nenner des Lebens zu bringen. Das Geld aber war ja das schlechthin Wertlose; nur als schlechthin Wertloses vermochte es seine eigentümliche Aufgabe zu erfüllen, eintauschbar zu sein gegen Werte jeder Art. Indem sich jetzt keine Macht mehr der Herrschaft des Geldes zu entziehen vermag, hat das Wertlose über jede Art von Wert den Sieg davongetragen. Auch sie sind damit als Wertloses bezeichnet und anerkannt.

Das Leben hat keinen Wert mehr. Es hat also keinen Sinn mehr, kein Ziel und keinen Zweck. Man w o l l t e keinen Wert mehr, und nun ist man erstaunt, daß kein Wert mehr da ist. In solch tiefem Elend, da ihr nichts weiter als der Wille zum Nichts verbleibt, führt unsere Zeit ihr Leben. Nur selten freilich und trübe dämmert in ihrem Geiste ein Bewußtsein über ihren elenden Zustand auf. Zumeist läßt es die Hast ihres Lebens zu keiner Besinnung kommen. Ohne Besinnung und ohne Bewußtsein werden die Menschen, selber Maschinen, in dem großen Maschinenwerke der Zeit herumgetrieben. Ohne Besinnung erwachen sie zum Dasein, dämmern ihr Leben hindurch, und fahren ohne Besinnung wieder dahin. Und die Ahnung ihres Elendes, wenn sie in stillen Stunden einmal an sie gelangt, ist die einzige Spur ursprünglicher Menschenwürde, die auch ihnen noch nicht ganz verloren ist.

Es ist ein alter Glaube, daß verdorren muß, worüber der Fluch gesprochen. Ganze Völker standen unter solchem Fluche. Ihr Land schenkte ihnen keine Früchte mehr, und der Schoß ihrer Frauen wurde unfruchtbar. Scheint unsere Zeit nicht unter solchem Fluche zu leben, da ihr alle lebendigen Quellen des Daseins verdorren? Wir wissen

nicht, wer ihn ausgesprochen hat. Es mußten denn die Großen und Edeln sein, welche die Zeit verachtet, und um die sie es wahrlich verdient hat. Aber sie wären nicht groß und edel, wenn sie solcher Erbärmlichkeit auch nur mit ihrer Verwünschung gedächten. Nein! Nein! Unsere Zeit hat selber den Fluch gesprochen über sich selbst. Aus ihrem eigenen Schoße wuchs die Giftpflanze hervor, an deren Früchten sie zum Tode erkrankt ist. In wahnsinniger Verblendung hat sie immer wieder als das Wahre und Echte verkündet, woran alles Wahre und Echte sterben muß. Unter dem eigenen Fluche ist sie verdorrt.

3. Vom Kriege.

Wir haben das furchtbare Ungeheuer kennen gelernt, das mit seinem glatten Schlangenleib die ganze Welt umwindet, das Ungeheuer Geld. Auch unter den Deutschen hatte es seine Herrschaft aufgerichtet. Aber während andere Völker, viel länger seiner Verführung ausgesetzt, längst ihm völlig erlegen waren, behaupteten sich in Deutschland starke Reste des entgegengesetzten, des ursprünglichen deutschen Geistes. Noch hatte der heillose Fluch nicht alle Quellen des Lebens versiegen lassen.

Wir erinnerten zuvor an die Blüte des deutschen Geistes um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert. Er gewann während der großen preußischen Reformzeit äußere Gestalt und drang in der Begeisterung der Freiheitskriege in die weitesten Volkskreise. Der Bau, der damals errichtet wurde, erwies sich als standhaft, obwohl ihm noch auf lange hinaus das krönende Dach versagt blieb. Der Geist jener Zeit war es, welcher den Gedanken deutscher Einheit und deutscher Größe von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte und ihm schließlich in drei siegreichen Kriegen durch die Hand unsres größten Staatsmannes Erfüllung werden ließ. In den Formen des deutschen Staates, in der hingebenden Treue und dem unantastbaren Rufe seiner Beamten und seines Heeres lebte viel von dem alten Geiste fort. In dem zähen Fleiße deutscher Arbeit, den es schmähen hieße, wollte man seinen Grund nur in der Sucht nach Geld suchen, war er lebendig. In der Schule, die aus der vollen Kraft jenes Geistes ihre heutige Gestalt empfangen hatte, ward er treulich gepflegt. So blieb er als Gedanke lebendig und konnte immer von neuem in edeln Seelen den Funken der Begeisterung zu hellen Flammen entfachen.

Überall dort erkannte der Deutsche seine alte Art und wußte sich heimisch, wo Dinge geschahen, die nicht für Geld zu haben waren, wo eine Sache um ihrer selbst willen betrieben wurde. Hier hatten die alten deutschen Worte, Ehre und Treue, noch einen hellen Klang.

Sie bedeuten ja nichts Anderes als die Anerkennung eines Wertes, der über das Sinnliche hinaus seine Geltung behauptet und darum — für Geld nicht zu haben ist.

So stand der alte deutsche Bau noch unerschüttert und schimmerte, viel bewundert und viel beneidet, weithin in die Welt. Aber auch in seinem Innern hatte das Unkraut Wurzel geschlagen. Es war aufgewachsen und hatte manche Mauer, die äußerlich noch glänzend dastand, angefressen und unterhöhlt. Zwei Mächte beherbergte Deutschland auf seinem Boden, beide einander unbedingt feindlich, weil schlechthin einander entgegengesetzt. Die eine, altererbte, hielt noch den Ring des Lebens umschlossen, aber die andere ihr feindliche quoll darinnen empor und drohte ihn schier zu sprengen. Der Gegensatz mußte zum Austrag gebracht werden. Eine Versöhnung konnte es nicht geben, denn zwischen schlechthin Entgegengesetzten kann Freundschaft nicht bestehen. Das Schlechte soll man nicht lieben. Und alle äußerlichen Verkleisterungen des Risses sind schlimmer als er selbst. Der Entscheidungskampf zwischen beiden Mächten war unvermeidlich, ein Kampf auf Leben und Tod. Die Parteikämpfe vor dem Kriege waren nur matte Vorspiele des Kampfes, der kommen mußte, wenn Deutschland nicht kampflos auf seine angestammte Art verzichten wollte.

Aber das hat Gott nicht gewollt. Sein Zorn verhängte den Krieg über uns, und wir verdienten ihn wahrlich, wir Abtrünnige von unserer echten, edleren Art. Aber Gottes Güte verhängte ihn uns in einer Gestalt, die uns eindringlich dieser unserer Art gemahnte. Gottes Güte gab uns den notwendigen Kampf der beiden einander feindlichen Welten als einen Kampf gegen unseren äußeren Feind. Er wollte das deutsche Volk an sein eigentümliches Wesen erinnern, damit es wieder Vertrauen faßte zu sich selbst und die fremde Art von sich täte. —

Die Herrschaft des Geldes, die sich in Deutschland nur allmählich durchsetzte, war in den westeuropäischen Ländern seit langem unbestritten. Sie hatte sich hier bereits die staatlichen und gesellschaftlichen Formen unterworfen. In dem Siedelland Amerika hatte sie sich, ungehemmt von überlieferten Lebensformen, noch leichter Bahn brechen können. Die Geldkönige Englands und Amerikas waren die ungekrönten Herrscher der Welt. Das Geld, seinem Wesen nach weltbürgerlich, hielt alle Staaten in ihrer Abhängigkeit; in

die entlegensten Teile der Erde rollte das Geld und sicherte auch dort die Herrschaft jener Großen. In diesem Reiche galt kein anderer Wert. Aus dunkeln Tiefen des Lebens, auf lichtscheuen Wegen, waren viele jener Könige zu ihrem Glanze emporgestiegen. Sie wußten nur von Geld und dachten nur an Geld. All die reichen Güter unsrer Gesittung und Bildung galten ihnen nichts. Nichts wurde von ihnen anerkannt, als was den unersättlichen Zinshunger des Geldes befriedigen könnte. Und alle Einrichtungen des Lebens mußten so getroffen werden, daß das große Triebwerk des Geldverdienstes möglichst reibungslos in Gang bliebe. Das heißen sie Freiheit. Solche Freiheit rühmten sie sich den Völkern zu bringen und dachten vielleicht wirklich gutgläubig, sie zu beglücken, indem sie ihnen Gelegenheit gaben, möglichst viel Geld zu verdienen. Völker, die sich solchem Glück widersetzten und die goldenen Sklavenketten sich nicht wollten anlegen lassen, mußten dafür freilich körperlich und sittlich verdorben werden. Leider! aber das Geschäft verlangte es nun einmal.

So hatte die glatte Schlange fast die ganze Welt umwunden. Nur geringe Kräfte leisteten ihr noch Widerstand. Das Meiste auf der Erde war jetzt für Geld zu haben. Auch Rußland hatte sich von dem Ungeheuer einfangen lassen, seine Freundin Frankreich hatte ihm schmeichelnd die Millionenkette umgelegt. Nur in Deutschland gab es noch Mächte, welche die Herrschaftsrechte des Geldes nicht anerkannten. In unbegreiflicher Verblendung wollten sie von dem goldenen Glücke nichts wissen, sondern hielten etwas auf gänzlich unergiebige Werte, deren Kurse keine Börse notierte. Sie nannten sie Pflicht und Ehre, Würde, Begeisterung, sonderbare Worte, für die man in der Welt des Geldes kein Verständnis hat. Gewiß hatte man sich auch an Deutschland schon herangeschmeichelt. Die großen Herren in London und New-York hatten ja manchen Verwandten in Berlin und Frankfurt, der sich als gelehriger Schüler der mächtigen Vettern über dem Wasser erwies. Die Liebe zum Gelde griff auch in Deutschland um sich, bis in hohe und höchste Kreise. Aber der deutsche Staat selber, gegründet auf der Pflichttreue seiner Beamten und seines Heeres, war solchen Lockungen noch ziemlich unzugänglich. Und der deutsche Fleiß, der wahre Wunder wirkte, weil er nur an die Sache dachte, paßte auch nicht in die Börsenrechnung. Drohte er doch jeden Wettbewerb aus dem Felde zu schlagen und damit die so

begehrten Goldströme von den Angelsachsen weg zu den Deutschen zu leiten.

Hier half nur eins: Deutschland mußte der Herrschaft des Geldes unterworfen werden. Seinem Staate, der dem goldenen Versucher stand hielt, mußte das Rückgrat gebrochen, und seine Arbeit vernichtet oder zum Frondienst des Geldes gezwungen werden. Dies war die klare, jedem unverbildeten Sinne deutliche Absicht unserer Feinde. Sie haben sie vielfach unverhohlen kundgegeben, während des ganzen Krieges danach gehandelt und in dem sogenannten Frieden, den sie uns aufzwangen, ihr zum vollen Erfolge verholfen. Dies Verhältnis ist höchst einfach, und da gibt es nichts zu verwundern. Wundern muß man sich nur über die gutmütigen Deutschen, die geschäftig diese klare Absicht der Feinde schön zu färben sich bemühten. Unsre Feinde selbst werden sich gewiß am meisten über sie gewundert haben. Solche Ansichten sollen hier nicht widerlegt werden; wer wollte mit Leuten streiten, gegen die bekanntlich Götter selbst vergebens kämpfen? Es sollte nur noch einmal an den klaren Sinn dieses Krieges erinnert werden, den wir Deutsche uns nicht wollen verdunkeln lassen. Das neunmal weise Neutralien wollte davon freilich nichts wissen. Unsere germanischen Brudervölker dünkten sich besonders klug, indem sie uns im Stich ließen und damit den germanischen Geist verrieten. Es dürfe nicht ein Volk allein zur Herrschaft kommen. Die Augen werden ihnen bald aufgehen, wenn sie die angelsächsische Faust im Nacken spüren.

Nur gegenüber Rußland lag die Sache anders. Daß nur völlige Verblendung Deutsche und Russen zum Heile Englands in den Krieg gegeneinander trieb, wird heute wohl von vielen zugegeben. Mochten die obersten russischen Kreise durch ihre Geldpolitik in die Bestrebungen der Westmächte verflochten sein, so bestand ein Gegensatz zu den wahren Vorteilen Rußlands für den Deutschen nirgends. Hier waren wir es, die uns selbst zum Unheil den Standpunkt des Geldes vertraten. Im Orient hatten wir uns in Unternehmungen eingelassen, die vielleicht einigen Banken, aber gewiß nicht dem deutschen Volke und seiner Arbeit von Nutzen waren. Diese Unternehmungen und alles, was damit zusammenhing, verhinderten eine Verständigung mit Rußland, die sonst nirgends auf ernste Schwierigkeiten hätte stoßen können. Man weiß ja, welche Kreise bei uns vor allem zum Kriege gegen Rußland hetzten. —

Es ist ein alter Glaube, daß den großen Umwälzungen der Weltgeschichte ein Wandel des metaphysischen Prinzips zugrunde liege, ein übersinnlicher Kern, dessen Wandel in der Folge der weltbeherrschenden Völker hervortritt. Seit Jahrhunderten ist keine weltgeschichtliche Entscheidung getroffen, an Wucht und Tiefe der Entscheidung dieses Krieges vergleichbar. Und so bewahrheitet sich hier jener Glaube wieder mit einer Deutlichkeit, wie wohl seit den persischen und punischen Kriegen nicht mehr. Abermals sollte eine letzte Frage des Lebens zur Entscheidung gebracht werden, die Frage nach dem wahren Werte, der wahren, alles Sein bestimmenden Geltung. Ein tiefer, bis in den übersinnlichen Grund des Lebens reichender Gegensatz war aufgerissen. Geld oder Geist? hieß die Losung.

Mit der Macht des Geldes bewehrt, traten unsere Feinde gegen uns in die Schranken. Alles boten sie auf, was für Geld zu haben war, und es war festzustellen, daß das Meiste auf der Erde für Geld zu haben war.

Uns war der Kampf gegen das Reich des Mammons aufgegeben; Gott hatte uns seine Botschaft vertraut. Es gab eine Zeit, da jeder Volksgenosse dies begriffen hatte, da die helle Einsicht über den wahren Weltzustand den deutschen Geist klar durchleuchtete und seinen Willen zur Verteidigung der ihm anvertrauten, heiligen Güter stählte. Das waren jene Tage im August 1914, als ein heiliges Gefühl das deutsche Volk in all seinen Gliedern und Ständen zusammenschmolz, und ein Bewußtsein der inneren Einheit und des wahren Wertes seiner selbst in glühender Begeisterung zum Durchbruch kam, das seit langem verloren schien. Es war wahrlich ein Flutzeichen Gottes über unserem Volke, um es für die Ewigkeit daran zu erinnern, zu welcher Größe es sich zu erheben vermochte.

Jener furchtbare Geist der Zeit, von dem wir zuvor sprachen, war verscheucht, die Herrschaft des Geldes war gebrochen, gebrochen an dem einmütigen Willen eines Volkes, lieber das Leben als die Freiheit zu verlieren. Schien unter der Herrschaft des Zeitgeistes das sinnliche Leben als das Letzte und Höchste, so brach jetzt mit dem Willen zum Tode das Bewußtsein des Übersinnlichen mit unwiderstehlicher Macht hindurch. Mit dem Willen zum Tode erhob sich das deutsche Volk zu der höheren Weltansicht, zu der Welt des Geistes

und der Wahrheit. Denn der Wille zum Tode ist der Entschluß, das Sinnliche nicht als das Letzte und Höchste gelten zu lassen, sondern es hinzugeben für das Übersinnliche. Solchem Heldentum entschleiert sich das wahre Bild des Lebens, der wahre Held ist auch der wahre Weise. Zu solchem Heldentum und zu solcher Weisheit hat sich unser Volk damals erhoben. Die Werte des Heldentums kamen wieder in Geltung, von den Geldwerten so lange verdrängt. Das Leben hinzugeben, nicht es zu erhalten und zu genießen, war das Ziel.

Dieser Geist hat uns zum Sieger gemacht über eine ganze Welt. Er führte unsere Heere vier Jahre hindurch von Sieg zu Sieg. Und dann waren wir plötzlich — besiegt. Wie war das möglich? Jeder, der im Herbst 1918 an der Front gestanden hat, kann bezeugen, daß dort der alte Geist bis tief in den Herbst hinein noch lebendig war, ja er offenbarte sich in den furchtbaren Mühsalen der ununterbrochenen, ohne Hoffnung auf Ablösung ertragenen Kämpfe vielleicht herrlicher als je. Aber hinter der Front sah es freilich ganz anders aus.

Nach wie vor erhielt der Mann im Schützengraben seine kärgliche Löhnung. Man hatte sie etwas erhöht, um der ärgsten Not zu steuern; aber es konnte doch niemals der Gedanke aufkommen, daß er damit für das Übermenschliche, was er leistete, entlohnt sei. Pflichterfüllung wird nicht bezahlt. In der Heimat dagegen wurden die Leistungen nicht ebenso bewertet. Hier ließ es die Regierung zu, daß Gewerbetreibende, Händler und Arbeiter die Not des Vaterlandes wie eine gewöhnliche Börsenkonjunktur ausnutzten und die Preise für ihre Leistungen bald zu schwindelhafter Höhe emportrieben. Hier galt nicht der Satz, daß Leistung fürs Vaterland selbstverständliche Pflicht sei, für die ein besonderer Lohn nicht zu beanspruchen. Hier wurde, mit einem Worte, die Gier nach Geld recht wie absichtlich wieder entfesselt und durch die Lage der Dinge zur höchsten, noch nie erhörten Leidenschaft aufgestachelt. So erhob sich im Schoße des Vaterlandes das alte Ungeheuer zu furchtbarer Macht, während Deutschlands Heldenkraft rings die Grenzen schirmte.

Der Hunger kam hinzu, um die Gier nach dem Sinnlichen noch stärker aufzupeitschen. Die Genußsucht steigerte sich aufs höchste. Alles dachte nur noch an Essen, Trinken und Vergnügungen. Auch hiergegen wagte die Regierung nicht einzuschreiten, obwohl jeder Urlauber das Leben in den heimischen Städten als einen Schlag ins

Gesicht empfinden mußte. Völlerei auf der einen Seite, maßloser Neid auf der anderen standen sich gegenüber. Der Klassenhaß wurde immer größer.

Genußsucht und Geldgier steigerten sich wechselseitig. Sie höhlten unser ganzes sittliches Leben aus. Unehrlichkeit, Bestechlichkeit griff in Kreisen um sich, deren Rechtlichkeit früher sprichwörtlich war. Jeder Gemeinsinn schwand; alle dachten nur an sich, waren Hamsterer und, wenn sie konnten, Schieber und Kriegsgewinner. Das Sinnliche war wieder als das allein Maßgebende anerkannt. Daher wuchs die Macht der Parteien, welche sich auf die sinnliche Begehrlichkeit der Massen stützen. Und sie konnten ihren Einfluß um so leichter ausbreiten, als infolge des Hungers eine maßlose allgemeine Verdummung eintrat. Man fühlte nur noch den Hunger und fiel auf jede noch so trügerische Hoffnung, ihn rascher zu beenden, elend hinein. Den verlockenden Redensarten unserer Feinde, deren Absicht, uns jede Kraft zu entwinden, deutlich genug war, wurde mehr geglaubt als den Worten unserer Führer. Ihre nationalen Ziele wurden nur unter dem Gesichtspunkt einer Fortdauer des augenblicklichen Hungers beurteilt und daher mit Haß und Abscheu verfolgt. Wir wissen alle, daß feindliches Geld zu dem gleichen Zwecke im Lande umlief. Die Lumpen, die ihre Hände damit besudelten, möge noch einmal die verdiente Strafe ereilen! Die Haupträdelsführer dieses Verrats waren wenigstens — keine Deutsche.

Auf diesem sittlich und geistig völlig verseuchten Boden ist das unheilvolle Kraut erwachsen, das so vielen Deutschen die Sinne umnebelte. Eine teuflische Verblendung befiel den deutschen Geist, so daß er sich selbst nicht mehr erkannte. Eine unsinnige Veränderung ging mit seinem Wesen vor sich, so daß er den Geist seiner Feinde, den er bekämpfen sollte, selber annahm. Dieser unheimliche Rollentausch verunstaltete das wahre Bild der Welt zu einer Fratze.

Wir wissen, für welche Werte der Deutsche kämpfte: für die Freiheit seines Volkes, für das Recht deutscher Art und deutscher Arbeit. Und wir wissen, wofür unsere Feinde kämpften: für das Geld, das keine Grenzen von Land und Volk anerkennt und deshalb jedes Volk seiner selbständigen Eigentümlichkeit berauben möchte, um es mit der allgemeinen Gleichheit und Freiheit zu beglücken, bei der sich das Geschäft mit den wenigsten Reibungen vollzieht.

Waren wir uns unseres Wertes bewußt? Unsern Worten nach wohl, aber in unsern Taten? Wort und Tat tauschten sich aus. Ein gespenstischer Nebelschwaden zog durch die Welt, verhüllte das Wirkliche, daß es zum Schatten verblaßte, und setzte das bloß Erdachte in eine falsche grelle Beleuchtung, daß es für das Wirkliche genommen ward. Wir nahmen die Reden unserer Feinde an; sie wuchsen uns ins Blut und wurden Wirklichkeit, während unsere eigenen Worte daneben nur als leeres Gerede weitergeführt wurden. Und unsere Wahrheit, die uns Kraft geben sollte, bekämpften unsere Feinde mit Worten, besaßen sie aber als ein Wirkliches und handelten danach.

Der Haß unserer Feinde hätte uns lehren sollen, was uns Kraft und Größe verlieh: unser auf der Wehrhaftigkeit des Volkes begründeter Staat, der Kraft und Einsicht der überragenden Persönlichkeit nicht dem blinden Wahne der Masse zum Opfer brachte. Diesen deutschen Gedanken des Kriegertums und der Persönlichkeit setzten die Feinde ihre schmeichelnden Phrasen von Menschheit, Völkerbund und Volksherrschaft entgegen. Sittlich und geistig geschwächt, fielen wir ihnen zum Opfer und waren in rührender Arglosigkeit bestrebt, sie bei uns in die Wirklichkeit überzuführen. Während des ganzen Krieges mühten wir uns, die vielgerühmte „Freiheit" bei uns anzupflanzen. In einer Zeit, da nur diktatorische Einigkeit uns retten konnte, entfesselte unsere Regierung Parteikämpfe von einer Leidenschaft, wie sie ein Staat kaum in friedlichen Zeiten glücklich bestanden hätte. Und wir ließen in dem rührenden Bestreben, dem Willen unserer Feinde gefügig zu sein, nicht einmal nach, als das allgemeine Hohngelächter der Welt uns genugsam hätte belehren können, in welchem Sinne ihre guten Ratschläge gemeint waren. Freilich fanden diese Ratschläge auch starke Bundesgenossen in unserem eigenen Lager. Die Macht des Geldes, schon vor dem Kriege zu bedrohlicher Höhe angewachsen, jetzt in der Heimat jede andere Lebensäußerung verschlingend, sah in den vom Feinde angepriesenen Lebensformen das von ihr selbst aufs innigste gewünschte Ziel. Sie mußte also noch leichter dieser Verblendung anheimfallen. Und bei vielen war es keine Verblendung!

Daß unser Gegensatz zu Rußland hauptsächlich entstand, weil wir unsern bloßen Geldvorteilen nachgingen, wurde schon gesagt. Der Wahnsinn unseres Kampfes gegen Rußland hat uns den Krieg

vor allem verlieren lassen. So ist es von allem Anfang an die auch schon bei uns eingenistete Gier nach Geld gewesen, die eine Kriegslage herbeiführte, der schließlich der größte soldatische Heldenmut nicht mehr gewachsen war. Und Männer, die es wissen konnten, versichern uns, daß auch das schwankende und unsichere Verhalten unserer Staatsmänner vielfach durch Rücksichten und Gesichtspunkte bedingt war, die wohl dem Leiter einer Bank, aber nicht dem Leiter eines Staates ziemten. Mit den Hauptgeldmächten, England und Amerika, wollte man es nicht verderben, um später wieder leichter die Geschäftsbeziehungen anknüpfen zu können. So hat die Sorge um das Geld uns Geld und Freiheit und Vaterland verlieren lassen.

Während jener unheilvollen Entwicklung in Deutschland machten auch unsere Feinde eine Entwicklung durch. Auch an sie trat der große Erzieher Krieg heran. Er weckte das völkische Denken, das bei ihnen in einer Jahrhunderte alten ruhmvollen Geschichte zu weit stärkerer Kraft erwachsen war als in Deutschland. Sie sahen die goldenen Sklavenketten nicht, die sie trugen, oder sie hielten sie wohl gar für ihren schönsten Schmuck. Hatten ihre Denker doch ausdrücklich das Geld als den höchsten Wert bezeichnet. Und so gingen auch sie mit dem besten Gewissen in den Krieg und glaubten für Freiheit und Menschlichkeit zu streiten. Aber während sie diese schönen Worte auf den Lippen führten, gaben sie ihrem wirklichen Leben eine ganz andere Gestalt. Hier verwirklichten sie, was die Deutschen bei sich abschaffen wollten. Ihre Wirklichkeit war ein harter Nationalstolz, der sich willig einer diktatorischen Gewalt unterordnete und die Unterjochung der feindlichen Völker als sein klares Ziel erkannte.

Darin bestand der für uns so verhängnisvolle Rollentausch. Es war die List des Teufels, der unsern Willen verkehrte, indem er ihn auf ein nur scheinbares Sein ablenkte. Wie hätten wir mit einem solch gebrochenen Willen dem unbedingten, nur auf Wirkliches gerichteten Willen unserer Feinde standhalten sollen? Darum waren wir nach so viel Siegen plötzlich — besiegt. —

Manche Leute in der Heimat, die ihren Vorteil darin finden, die Schuld auf andere abzuschieben, versichern uns wohl, die Sache sei sehr viel einfacher, denn unser Heer sei eben im Herbst 1918 einfach geschlagen worden. Ich weiß nicht, ob dies im streng militärischen

Sinne zutrifft. Aber selbst angenommen, es träfe zu, so wird jeder, der mit mir damals als Kompagnieführer an der Westfront stand, genau wissen, warum? Seit Monaten erhielten wir keinen oder höchst ungenügenden Ersatz aus der Heimat, die Leute, welche eintrafen, erwiesen sich vielfach als Hetzer und Wühler, die den guten Geist in der Truppe planmäßig untergruben. Hatte die Heimat keine Leute mehr zu versenden? Die Tage der Revolution haben darauf die Antwort gegeben: in allen Städten wimmelte es plötzlich von aufsässigen Soldaten. Ein Heer, dem die Heimat keinen Ersatz mehr sendet, kann freilich nicht siegen. Aber das ist nicht die Schuld des Heeres. —

Der tiefe Widerspruch zwischen den Werten, für welche wir kämpften und welche draußen an der Front immer von neuem Todesbegeisterung entzündeten, und dem Geiste, der in der Heimat schließlich alles Leben von innen her ausgehöhlt hatte, mußte zum Ausbruch kommen. Der im Geheimen umschleichende Geist brauchte nur die immer fadenscheiniger gewordene Hülle abzuwerfen, um sich in seiner ganzen nackten Häßlichkeit zu offenbaren. So war, als der Zusammenbruch kam, wie durch einen furchtbaren Zauberschlag im Augenblick alles verwandelt. In einer Woche brach zusammen, woran Jahrhunderte gebaut hatten.

Im äußersten Gegensatz zu dem Heldenmut der vorangehenden Jahre tat sich jetzt eine entsetzliche, schmachvolle Feigheit in allen Kreisen hervor. Die Matrosen meuterten, als es noch einmal zur Schlacht gehen sollte; Drückeberger und Fahnenflüchtige machten Revolution, als die Regierung sie zum letzten Aufgebot heranziehen wollte; im Osten rissen Soldaten vor plündernden Banden aus. Niemand wollte mehr sein Leben aufs Spiel setzen. Noch weniger ertrug man den Gedanken eines Krieges im eigenen Lande. Lieber nahm man die schmachvollsten Bedingungen der Feinde an. Mit völliger Lähmung schaute man tatenlos allem Entsetzlichen zu, was über Deutschland hereinbrach. Und Tatkraft entwickelten nur, die gar nichts zu verlieren hatten. Für die Erinnerung an Deutschlands Größe, für seine vergangene Ehre wagte niemand einzutreten.

Diese Feigheit, in der das Niedrige und Gemeine der beherrschende Antrieb wird, war der wahre und volle Zusammenbruch, die tiefste Schande, in die Deutschland versunken ist. Die Selbstsucht,

durch alle Jahre vorbereitet, offenbarte sich hier in ihrer gemeinsten Gestalt

Der Krieg hatte die sittliche Frage schlicht und einfach, aber mit größter Eindringlichkeit gestellt. Tod und Hunger, diese beiden einfachsten Verneinungen des sinnlichen Lebens, waren dem deutschen Volke aufgegeben. Den Tod hat es in wunderbarem Heldentum ertragen und an ihm seine volle sittliche Größe bewährt. Vom Hunger hat es sich sein ganzes sittliches Leben zerstören lassen und ist ihm schließlich in jämmerlicher Feigheit erlegen. —

Was ist der Sinn dieser Niederlage? In dem Kampf zwischen Geist und Geld ist der Geist dem Gelde erlegen. Weil wir selbst an der Botschaft, die Gott uns anvertraut hatte, zweifelten, weil wir selbst die Güter, die wir schirmen sollten, schändeten, erlagen wir dem seiner selbst so viel gewisseren Willen der Feinde. Wer sich damit tröstet, daß Gott es so gewollt habe, kann gerade so gut sagen, Gott wolle das Reich des Antichrists. Denn das Reich des Antichrists kann nur das Reich des Geldes sein. Gewiß will Gott auch das Reich des Antichrists, damit in seiner Überwindung das Reich der Erlösung anbreche. Aber darum will er doch nicht, daß die Menschen den Antichrist anbeten sollen. Der jämmerliche Schluß unserer Feigheit, daß, wer Erfolg, auch Recht hat, kann vor Gott doch wahrlich nicht gelten. Was also ist der Sinn dieser Niederlage?

Gewogen und zu leicht befunden! steht über dem heutigen Schicksal des deutschen Volkes. Die Ausrede hilft nicht, es wäre zu viel gewesen, unsere Kräfte hätten nicht gereicht, gegenüber dieser Welt von Feinden und ihrer grausamen, jedes Rechtsgefühl verhöhnenden Kriegführung. Das tapfere Wort Immanuel Kants gilt auch für Völker: Du kannst, denn Du sollst! So hat die Macht des Geldes gesiegt. Ihre Herrschaft ist schrankenlos aufgerichtet über der ganzen Erde. Seit Deutschland erlag, gibt es nur noch e i n e Weltmacht, die ihre Selbständigkeit behauptet: der Buddhismus, getragen von den Japanern, also von einem Volke, das ihn nicht aus seinem eigenen Wesen erzeugt, sondern nur äußerlich angenommen hat, bei dem er nicht in seiner Tiefe, sondern nur als fatalistischer Nihilismus lebendig ist. Was hat noch Wert unter der Herrschaft des Geldes? Das Reich des Mammons ist einzig wert, daß es zugrunde geht, da es sein Dasein auf das schlechthin Wertlose gegründet hat. Und schon harrt der Japaner, um lächelnd das Erbe der angelsächsischen

Geldkönige anzutreten. Im Buddhismus, der Religion der Nabelbeschauer, mag Mutter Erde ihrem letzten Schlaf entgegendämmern.

In Deutschland ist das Herz der Welt getroffen. Wie soll sie leben, wenn sich das Herz verblutet?

Ist **das** der Sinn? Hat der Mensch seine Tragikomödie ausgespielt? Soll er abtreten, um vielleicht andern Schauspielern Platz zu machen, für ein anderes Stück?

Oder sollen wir uns zu dem Glauben bekennen, der das Böse nur als ein Mittel des Guten ansieht? Soll aus dieser tiefsten Erniedrigung eine Erneuerung des Lebens hervorbrechen?

Manche träumen ja von einem Wunder, das in den Seelen unsrer Feinde plötzlich edle und versöhnliche Gefühle wecken würde. Bei ihrer so unverhohlen zur Schau getragenen und von der überwältigenden Mehrheit ihres Volkes gebilligten Roheit und Gemeinheit in der Tat ein einfältiger Traum! Und ein strenger Richter über die Herzen könnte vielleicht fragen, ob wir bei unserm gegenwärtigen Zustand ein solches Wunder Gottes verdienten. Solche Wunder werden nicht geschenkt.

Nur **ein** Gutes könnte aus diesem Schlimmsten hervorbrechen: daß die Deutschen die Mahnung des Krieges verstünden, sich auf ihr eigenes Wesen und ihren eigenen Wert besännen und, anstatt dem Fremden nachzulaufen, von Innen heraus ihr eigenes Leben sich gestalteten; daß die Deutschen endlich Vertrauen faßten zu sich selbst und sich bewußt würden, welch hohe Botschaft eines reinen und edeln Lebens sie der in den Klauen des Geldes schmachtenden Welt noch zu verkünden haben.

Ist **das** der Sinn unsrer Niederlage? Eine eindringliche und leider höchst notwendige Mahnung an unseren eigenen Wert? **Soll** das der Sinn unserer Niederlage sein? Es hängt nur von uns selbst ab, ihr diesen Sinn zu **geben**.

4. Von der Revolution.

Der Zusammenbruch führte zu einer Umwälzung unsres Staates. „Das Volk nahm sein Schicksal selbst in die Hand." Von dieser angeblichen Selbstätigkeit des Volkes merkten freilich nur wenige etwas. Die meisten erlebten die Umwälzung wie ein unabwendbares Naturereignis und ließen sie wie ein solches über sich ergehen. Und die sich tätig daran beteiligten, glaubten vielleicht zu schieben und wurden doch nur geschoben, geschoben von einigen wenigen, die das Schicksal des deutschen Volkes vielmehr in ihre eigene Hand zu nehmen gedachten.

Die Herrschaft des Geldes war durch den Krieg zu furchtbarer Gewalt gelangt. Die Umwälzung ging von Parteien aus, welche den Kampf gegen die Macht des Geldes seit langem auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Nie zuvor vielleicht war die Empörung gegen diese Macht in weitesten Kreisen des Volkes so groß wie damals. Und so erhob sich, meinte man wohl, das Volk gegen Kriegsgewinner und Schieber, die den Krieg zu ihrem Vorteil benutzten und daher seine Verlängerung wünschten; es erhob sich, reichte seinen bisherigen Feinden die Hand und schuf sich Friede. So sahen einige Träumer die Vorgänge an, Träumer, die nichts Wirkliches, sondern nur ihre vorgefaßten Meinungen sehen können. Und so ungefähr wird die Geschichte der Revolution nach dem Willen unserer jetzigen Herrscher wohl künftig unseren Kindern und Enkeln in den Schulen gelehrt werden.

In Wirklichkeit aber sah die Sache ganz anders aus. Gewiß bestand Empörung über die großen Kriegsgewinne. Aber war die Erregung, welche sich in der Revolution Luft machte, der sittliche Zorn über solche Gewinne, oder nicht vielmehr der Wunsch, selbst welche zu machen? Gewiß bestand berechtigte Empörung über die Regierung, welche durch ihre Schlaffheit das sittliche Leben des Volkes hatte unterwühlen lassen. Aber war die Erregung der Revolution der Zorn über solche Schlaffheit und der Wunsch, daß eine starke Regierung Wandel schüfe, oder nicht vielmehr der Wunsch

gewisser Kreise, diese Schwäche zu benutzen, um selbst zur Herrschaft zu kommen?

Nicht in der sittlichen Kraft, sondern in der sittlichen Schwäche hat die Revolution ihren Grund, der Schwäche von Volk und Regierung. Das Volk, von der Regierung ohne festes Ziel gelassen, zerrissen von Parteiungen, brach unter der Verführung des Feindes, die durch Geld in seine eigenen Reihen getragen war, zusammen. Die sittliche Kraft der Front und die sittliche Schwäche der Heimat standen sich gegenüber. Nicht aus dem Geiste der Front, sondern aus dem Geist der Heimat wurde die Revolution gemacht. Dafür gibt es zwei unwiderlegliche, durch keine Verdrehungen wegzubringende Beweise:

1. Berechtigt war die Empörung der Front über die Heimat. Aber gemeutert hat eben nicht die Front, sondern die Heimat, und in der Heimat nicht diejenigen, welche in der Sorge um ihre Lieben draußen ein Heldentum ertrugen nicht geringer wie der Soldat vor dem Feinde, sondern diejenigen, denen es gut ging und nur all zu gut: Soldaten der Ersatzbataillone, Matrosen der unbeschäftigten Flotte. Als Schieber waren Kriegsgewinner beteiligt, die nun auch noch Revolutionsgewinner werden wollten. Dies ist der Beweis aus dem Ursprung der Revolution. Der andere liegt in ihren Folgen.

2. Was ist durch die Umwälzung beseitigt? Was die Front empörte? Genußsucht? Geldgier? unlautere Schiebungen? Im Gegenteil! Ganz im Gegenteil! Beseitigt ist, was die Heimat empörte, weil es ihrer schrankenlosen Selbstsucht die letzten Fesseln anlegte: Zucht, Gehorsam, Pflichtbewußtsein.

Aus dem Geiste der Heimat ist die Revolution geboren. Es ist der Hohn des Schicksals, daß die soziale Revolution, welche die Macht des Geldes brechen sollte, aus einem Geiste entstand, der großgezüchtet war durch die Gier nach Geld. Wir haben zuvor die Folgen jener maßlosen Genußsucht, die aus Geldgier und Hunger erwachsen war, kennen gelernt. Feigheit und Dummheit waren ihre schönsten Blüten. Sie verbreiteten auch jetzt ihren wenig erquickenden Duft. Die eigentlichen Schieber wußten sehr wohl, was sie wollten und taten. Aber die Masse folgte ihnen, mit einer schier unglaublichen Dummheit ihren und den Versprechungen unserer Feinde vertrauend. Wie stark die Angst, noch einmal hinaus und vor den Feind zu müssen, bei den Matrosen und in den Ersatzbataillonen mitwirkte, ist ja be-

kannt. Bestanden doch auch die Taten der revolutionären Helden, die sich zu uns an die Front verirrten, hauptsächlich in der Weigerung vorzugehen, wenn es gefährlich wurde.

Und es ist ein noch grausamerer Hohn des Schicksals, daß die soziale Revolution, welche die Macht des Geldes brechen sollte, uns erst recht und völlig der Herrschaft des Geldes auslieferte.

Nach außen gab uns die Revolution wehrlos in die Hände der Feinde, indem sie den gesamten Aufbau unserer Verteidigung zerstörte. Die Macht des Feindes aber war die Macht des Geldes. Mit ihren schmeichelnden Worten von Freiheit und Völkerfrieden hatten die Feinde unser Volk betört, bis es seine Waffen wegwarf. Kaum war dies Ziel erreicht und die schönen Worte nicht mehr nötig, da zeigte der Feind sein wahres Gesicht. Schamlos enthüllte er jetzt die unersättliche Gier nach Macht und Geld als seinen wahren Beweggrund. Vielleicht ist niemals in der Weltgeschichte ein Volk so schmählich belogen worden. Vielleicht hat niemals in der Weltgeschichte ein Volk sich so töricht belügen lassen.

Im Innern zerstörte die Revolution die einzigen Mächte, in denen der alte deutsche Gedanke noch lebendig war, und die daher nicht für Geld zu haben waren. Der Sinn unseres Volkes war gebannt von den Schmeicheltönen der Feinde wie von einem bösen Zauber. Ihre Verführerrede nahmen wir selber an und mühten uns, unsere Einrichtungen so umzugestalten, wie sie es wünschten. Was ihnen feindlich schien, darin sah auch unser Volk seinen Feind; was ihnen gefährlich dünkte, das zu zerstören, bot unser Volk selbst seine Dienste an. Gefährlich aber schienen ihnen mit Recht die Mächte, die sich ihrer Gewalt, der Gewalt des Geldes, entzogen: unser Staat, dessen monarchische Krönung auf zwei Pfeilern, Heer und Beamtentum, ruhte, die ihren Grund nicht in dem Reiche des Geldes hatten, sondern in dem Reiche des Sittlichen, wo Pflicht und Treue galten. Er wurde beseitigt zugunsten einer Verfassung, welche man in Westeuropa längst als die für die Zwecke des Geldes bequemste erkannt hatte, und die noch immer in der Geschichte hervorgetreten ist, sobald das Geld zur bestimmenden Macht des Lebens geworden war. In der sogenannten Volksherrschaft ist die freie Entscheidung des Sachverständigen und sittlich Verantwortlichen ersetzt durch allgemeine Wahlen und Mehrheitsbeschlüsse, die nur mittels einer umfangreichen Werbetätigkeit in Szene gesetzt werden

können Solche Tätigkeit aber kostet Geld, wer das meiste Geld hat, ist hier von vornherein im Vorteil. Und so ist es ja allbekannt, daß bei solcher Verfassung nicht die befugten Leiter des Staates maßgebend sind, sondern die Männer des Geldes, die als die eigentlichen Drahtzieher aus der Verborgenheit das um Volkswahlen und Abgeordnetenversammlungen großartig aufgeführte Staatstheater lenken.

Das ist der grausamste Hohn des Schicksals! Seit Jahrzehnten wurde den Arbeitern versprochen, sie von der Herrschaft des Geldes zu befreien. Die längst angekündigte Umwälzung kommt zustande, und der Erfolg ist eine Verfassung, welche alle vom Gelde unabhängigen Mächte, die vielleicht noch einmal seine Gewalt hätten zurückdrängen können, beseitigt und den Staat völlig dem Einfluß des Geldes preisgibt. **Der Kampf gegen den Kapitalismus war die Losung der Revolution. Die durch nichts mehr beschränkte Herrschaft des Kapitalismus ist ihr Erfolg.**

Der alte deutsche Staat war im Kriege geschaffen. Alle wichtigen Stufen in seiner Entwicklung werden durch Kriege bezeichnet. Rings von neidischen Nachbarn umgeben, deren Gebiet sich tief in deutsches Land hineinbohrt, konnte das deutsche Volk sich nur durch wehrhaften Sinn behaupten. In dem kriegerischen Geiste des Deutschen aber lebte zugleich der Glaube des deutschen Idealismus, der das Sinnliche für das Übersinnliche hingibt. Wozu den Deutschen sein kriegerisches Leben erzog, das lehrten ihn seine Denker als den tiefsten Sinn des Lebens verstehen. Die Lehre des Krieges, daß nicht das Sinnliche die wahre Wirklichkeit, sondern daß es geopfert werden soll für das Übersinnliche, in dem allein die ewigen Werte eine dauernde Stelle haben, es ist auch die Lehre der Philosophie. Held und Weiser, die höchsten Gestalten deutschen Menschentums, sind in diesem tiefsten Glauben einig.

Mit dem deutschen Staat wurde in der Revolution der Gedanke des Krieges verworfen. Das Vaterland, das ohne Wehrkraft dem Untergang geweiht war, wie auch den Blindesten ein Blick auf die Landkarte lehren mußte, galt nichts mehr. Völkerbund, Abrüstung, ewiger Friede, das waren die Irrlichter, denen man nachlief. Es sind Gedanken, welche in dem Frankreich Ludwigs XIV. entstanden und sich gegen dessen Eroberungspolitik richteten.

Einen wirklichen Einfluß aber haben sie in dem kriegerischsten Volke Europas niemals zu erlangen vermocht. Wir guten Deutschen dagegen, deren Land so ganz auf die Verteidigung angewiesen, nehmen sie an, entsagen dem Kriege und geben uns wehrlos in die Hand unserer eroberungssüchtigen Feinde.

Geboren sind jene Gedanken vom ewigen Frieden aus dem echten Geiste der Aufklärung, der das Sinnliche als das Letzte und Maßgebende nimmt und in der Beförderung des Glückes das höchste Ziel des Strebens erblickt. Der Gegensatz zu dem Geiste des Heldentums und des deutschen Idealismus ist also vollkommen[1]. Dagegen entsprach ihnen völlig der Geist der Heimat, der die Revolution gebar. Mit der Absage an den Gedanken des Heldentums kam er jetzt zur vollen Entfaltung. Die Helden von der Front, bei ihrer Heimkehr verseucht, wurden jetzt großenteils auch von ihm

[1] Das wird man natürlich im Hinblick auf Kants Schrift Zum ewigen Frieden (1796) leugnen. Aber diese Schrift kehrt wie andere späteste Altersschriften Kants in vielem zu den Ideen der Aufklärung zurück. Den Idealismus der kantischen Ethik für die Mannigfaltigkeit des sittlichen und Rechtslebens fruchtbar zu machen war erst die Leistung seiner Nachfolger. Und jene Schrift stellt in Wahrheit keineswegs die Forderung auf, den ewigen Frieden baldigst herbeizuführen. Wenn Kant immer wieder als Kronzeuge für die pazifistische Forderung angeführt wird, so muß man sich nur wundern, wie viele Leute von seiner Schrift reden, offenbar ohne sie gelesen zu haben. Für jeden, der Kants Werk kennt, ist es deutlich, daß es gar nicht zu seinen ethischen, sondern zu seinen geschichtsphilosophischen Schriften gehört. Die Entwicklung der Geschichte wird nach seiner Ansicht den Zustand des ewigen Friedens von selbst herbeiführen; der Gedanke des ewigen Friedens ist ihm daher eine „regulative Idee“, nach welcher der Verlauf der Geschichte von uns beurteilt werden muß. So heißt es in dem Abschnitt Von der Garantie des ewigen Friedens: „Das, was diese Gewähr leistet, ist nichts Geringeres als die große Künstlerin Natur, aus deren mechanischem Laufe sichtbarlich Zweckmäßigkeit hervorleuchtet, durch die Zwietracht der Menschen Eintracht selbst wider ihren Willen emporkommen zu lassen.“ Und ferner: „Wenn ich von der Natur sage: sie will, daß dieses oder jenes geschehe, so heißt das nicht soviel als: sie legt uns eine Pflicht auf, es zu tun, sondern sie tut es selbst, wir mögen wollen oder nicht.“ Dieser Gedanke, daß die Natur von selbst den vernunftgemäßen Zustand hervorbringen werde, ist echte Aufklärung. Mit einiger Schalkheit bezeichnet ihn Kant selber als einen „süßen Traum“, welchen die Philosophen träumen.

Was unter den jetzigen Verhältnissen von Völkerbünden u. dgl. zu halten sei, wußte Kant auch: „Noch ungewisser ist ein auf Statute nach Ministerialplänen vergeblich errichtetes Völkerrecht, welches in der Tat nur ein Wort ohne Sache ist und auf Verträgen beruht, die in demselben Akt ihrer Beschließung zugleich den geheimen Vorbehalt ihrer Übertretung enthalten“ (Anhang I).

befallen; und die sich von der Ansteckung frei hielten, vermochten sich, zerstreut und vereinzelt wie sie waren, gegen die allgemeine Richtung des Lebens nicht zur Geltung zu bringen. So bedeutet die Revolution nicht einen Umschwung, sondern nur die Vollendung der Herrschaft des Geistes, der schon so lange unser Volk unterwühlt hatte.

Gewiß ist in der sozialistischen Bewegung auch viel Idealismus und Heldengeist enthalten. Geht sie doch in ihren Ursprüngen auf die nämliche große Gedankenwelt zurück, in welcher der deutsche Geist sich am tiefsten begriff. Aber danach fragen wir jetzt nicht. Wir fragen, welcher Geist in der Revolution lebendig war, welche Bestandteile des sozialistischen Gedankens also in die Massen gedrungen waren und sie und ihre Führer zum Handeln aufregten. Und da können wir uns nicht verhehlen, daß vielleicht noch nie eine Revolution mit so wenig Idealismus unternommen wurde, wie die deutsche im November 1918. Sie wird in dieser Hinsicht nicht nur von der großen französischen Revolution — von 1848 ganz zu schweigen — sondern sogar von einer so unerfreulichen Bewegung wie der Pariser Kommune von 1871 in den Schatten gestellt. Haben doch die deutschen Arbeiter von einem ihrer eigenen Führer sich daran erinnern lassen müssen, daß die Pariser Kommunisten auf einen Teil ihres Lohnes verzichteten, um ihrer Sache zum Siege zu verhelfen, während die deutschen Arbeiter nur blind persönliche Vorteile zu erraffen suchten, und so alles taten, um die neue Republik gleich im Entstehen wieder zu gefährden. Sie hatten nicht anders handeln können, wenn sie in der sozialistischen Regierung ihre größte Feindin erblickten. So ganz hatte auch hier Gewinnsucht den Gemeingeist erstickt.

Die Folgen sehen wir alle Tage. Schrankenlose Genußsucht, Gier nach Geld mit ihrem Gefolge von Hamstereien, Schiebungen und unlauteren Gewinnen führen ein üppiges Leben. Nicht eines dieser Giftgewächse hat die Revolution auszurotten vermocht, wuchern sie doch mehr denn je zuvor. Und ein neues Gewächs ist noch hinzugekommen. Wir sahen früher, wie allmählich aus der freien, um ihrer selbst willen geleisteten Arbeit die Arbeit um Verdienst hervorwuchs und bald die Arbeit nur noch um des Geldes willen geleistet wurde. Jetzt haben wir eine neue Blüte dieser unheilvollen Entwicklung kennen gelernt: Nicht mehr Arbeit um des Geldes willen,

sondern Geld ohne Arbeit, heißt jetzt die Losung. Der letzte Rest des Sittlichen, welcher sich in der Gewinnsucht als geleistete Arbeit erhalten hatte, wird beseitigt, indem man den Gewinn ohne die Leistung fordert. Gegen solche Drohnen der Gesellschaft hatte der Sozialismus vor allem zum Kampfe aufgerufen; es war eine seiner am meisten berechtigten Forderungen. Jetzt wurde klar, wie die meisten diesen Kampfruf verstanden hatten. Sie wollten nicht die Drohnen beseitigen, sondern ihnen gleichen. Und der große Gedanke des echten Sozialismus, welcher von der Gemeinschaft fordert, daß sie jedem das Recht auf Arbeit und damit auf Lebensunterhalt verbürge, wurde zur Fratze verkehrt, indem jetzt das Recht auf Unterhalt ohne Arbeit gefordert wurde. Die Sorge der Gemeinschaft für den Einzelnen im Dienste des Sittlichen wurde so verkehrt in eine Sorge der Gemeinschaft für den Einzelnen im Dienste des Unsittlichen.

Müßiggang und Arbeitsschcu, dem deutschen Wesen so fremd wie möglich, gesellten sich jetzt zu Geldgier und Genußsucht. Das geringe Ansehen der regierenden Männer und die von diesen selbst seit Jahrzehnten gepredigte Lehre von der Freiheit, welche nun in die Wirklichkeit übergeführt werden sollte, erzeugten einen Freiheitsschwindel, in dem die letzten Reste des sittlichen Haltes verloren gingen. Wir stehen heute auf den Trümmern der einst so hoch gerühmten deutschen Volksmoral. Ein Jahr hat hier mehr verwüstet, als Jahrzehnte zuvor es vermochten.

So hat die Revolution das Werk der gesamten vorangehenden Entwicklung vollendet. Was wir im Leben des Geistes unserer Zeit heranwachsen sahen, was sich während des Krieges als schädliches Gewächs auf dem Boden der Heimat entfaltete, das hat die Revolution zur vollen Reife gebracht. Der Glaube an das Übersinnliche in Denken und Tat ist gänzlich aufgegeben, dem Sinnlichen wird als der allein maßgebenden Macht gehuldigt. Und der König im Reiche des Sinnlichen, das Geld, hat seine Herrschaft unumschränkt nach Innen und Außen aufgerichtet.

Die Herrschaft des Geldes erscheint jetzt in der Gestalt der Fremdherrschaft. Da unser Volk sich von der Herrschaft der eigenen Geldmänner befreien wollte, fiel es den fremden Geldmännern zur Beute anheim. Dadurch kommt das innere Verhältnis nun auch äußerlich zu einem um so deutlicheren Ausdruck. Der sklavische Geist

ist als Sklave dem fremden dahingegeben. Die Früchte seiner Arbeit reifen nicht mehr ihm selbst. Er vermag in seinem Leben einen eigenen Wert nicht mehr zu verwirklichen, denn jeden Wert eignet der fremde Herr sich zu. Der Sklave bleibt grundsätzlich in das Gebiet des schlechthin Wertlosen gebannt.

Unsere Arbeit zeugt keine Werte mehr für uns selbst. Unser Volk fordert gar Geld ohne Arbeit. Damit ist die Kette, welche sonst unlöslich Geld an Leistung und Leistung wieder an Geld knüpft, zerrissen. Das Geld aber, sahen wir früher, wertlos an sich selbst, empfängt seinen Wert nur durch die damit zu erkaufende Leistung; an der Leistung muß es immer von neuem seinen Wert bewähren. Indem jetzt die Leistung gar nicht oder an Fremde geschieht, hat das Geld den Halt verloren, an dem es seinen Wert befestigen muß. Die Folge ist eine reißende Entwertung des Geldes, der man durch beständige Vermehrung der Zahlungsmittel vergeblich Einhalt zu gebieten versucht, da durch solche Vermehrung das Geld nun erst recht entwertet wird. So offenbart der Grund, auf dem unser Leben sich jetzt völliger denn je aufbaut, seine Wertlosigkeit und Nichtigkeit mit eindringlicher Klarheit. Indem er sich mehr und mehr in das Nichts auflöst, droht er unser gesamtes Leben in die völlige Vernichtung dahinzureißen.

Beide Tatsachen aber, in denen die vollendete Wertlosigkeit unseres Daseins zum Ausdruck kommt, die Fremdherrschaft und der Zusammenbruch unserer Geldwirtschaft, stehen in einer unheilvollen Wechselwirkung. Die Entwertung unseres eigenen Geldes liefert uns immer völliger an die Feinde aus, und indem sie sich den Ertrag unserer Arbeit aneignen, fördern sie beständig jene Entwertung. So steigern beide Tatsachen einander unaufhörlich, ihre Macht über unser Leben wird immer größer. Und nirgends sehen wir auf dieser Bahn, die uns in den Abgrund reißt, einen Halt. Das Wertlose und Nichtige, dem wir unser Dasein geweiht hatten, offenbart sich in seiner ganzen furchtbaren Gewalt. Dem Nichts sind wir preisgegeben. So hat sich der Fluch, den wir über uns selbst gesprochen haben, erfüllt —

Müssen wir also verzweifeln? Grund genug haben wir dazu! Und mit dem leichtfertigen Gerede von Aufbau, Erneuerung ist nichts geholfen. Wie soll man bauen, wenn der Boden bis zum tiefsten Grunde erschüttert ist? Was soll erneuert werden, da

Altes und Neues nicht mehr unser, sondern des Feindes ist? Der Wahnglaube an äußere Einrichtungen, der unserer Zeit so tief im Blute sitzt, wird uns auch nicht retten. Wozu neue Zierrate am Hause anbringen, wozu auch Treppen und Gänge bequemer legen, wenn das Haus, in seinen Grundmauern geborsten, über Nacht schon einzustürzen droht?

Wer wollte leugnen, daß vieler guter Wille zu helfen in unserem Vaterlande sich regt? So schnell konnte der alte gute Geist ja auch nicht verloren sein. Aber vereinzelt und zerstreut, wie die Helfer sind, wissen sie nicht, wo anpacken, und vermögen gegen die Übergewalt des äußeren Zusammenbruchs nicht aufzukommen. Es ist wie bei einer Feuersbrunst, wo die Nachbarn von allen Seiten herbeieilen. Man hört ängstliche Rufe, sieht erschreckte Gesichter und wohl auch einzelne mutige Helfer; die meisten aber denken nur daran, wie sie ihr eigenes Hab und Gut in Sicherheit bringen können. Und so kommt es über der Selbstsucht der Meisten, der Unentschlossenheit Vieler trotz des guten Willens Einzelner zu keiner wirksamen Hilfe.

Erst wenn jeder begreift, daß der Brand das ganze Dorf und also den Besitz eines jeden bedroht, schließen sich die Reihen zusammen zu gemeinsamer Abwehr. Werden unsere Volksgenossen diese Mahnung der Zeit begreifen? Sie geschieht mit solch furchtbarer Eindringlichkeit, daß man meinen sollte, sie sei bald nicht mehr zu überhören. Und diese Erziehungsarbeit, welche die Zeit viel leicht an unserem Volke leisten wird, ist vorläufig die einzige Hoffnung auf seine Erhebung aus der tiefen Schmach.

Wir hatten das Geld, das Nichtige und Wertlose, zum Kern unseres Daseins gemacht. Jetzt wird uns in der reißenden Entwertung des Geldes seine Wertlosigkeit mit erschreckender Klarheit vor Augen geführt. Wir hatten die freie Arbeit entwürdigt, indem wir sie nicht mehr an sich selbst, sondern nur noch als Mittel des Gelderwerbs achteten. Zur Strafe wird uns jetzt die bloße Arbeit ohne Verdienst aufgezwungen, da in den Besitz ihres Ertrages unsere Feinde sich zu setzen gedenken. Wir werden also wohl oder übel die Arbeit wieder als solche schätzen müssen, da sie uns keinen Verdienst, um dessentwillen sie bisher geschätzt wurde, mehr einbringt.

Gegensätze berühren sich. Indem der Geist unserer Zeit jetzt auf die äußerste Spitze seiner Entwicklung gelangt, scheint er sich

selbst zu verneinen. Seine Nichtigkeit, bisher unter einer, der alten besseren Art entlehnten Hülle noch verborgen, tritt jetzt in ihrer ganzen Nacktheit hervor. Auf das Sinnliche hatte er sein Vertrauen gesetzt und das Übersinnliche geleugnet. In dem vollen Zusammenbruch unseres sinnlichen Lebens wird vielleicht die Erkenntnis seiner Nichtigkeit und damit der Glaube an das Übersinnliche wieder reifen. Die Hoffnung, daß die Not der Zeit unserem Volke hierzu ein Lehrmeister werde, ist der *einzige* Anker, den wir nach dem Lande der Zukunft auswerfen können.

5. Vom „moralischen Siegeszug des Sozialismus".

Unsere trüben Betrachtungen, die nicht viel Schönes an der Gegenwart zu finden vermochten, werden durch einen hellen Siegesjubel unterbrochen. Wissen wir denn gar nicht, daß eine neue Zeit angebrochen ist, mit neuen Anschauungen und neuen Werten? Allzu sehr scheinen wir von der Vergangenheit aus die Gegenwart betrachtet zu haben und sind uns dabei gar nicht bewußt geworden, daß wir mit unserer grauen Weisheit längst veraltet sind in der mit Macht hereinbrechenden Zukunft. Die neue Weltansicht, „die Weltanschauung des Proletariats", hat ihren Siegeszug angetreten, da können wir die alte verstaubte „bürgerliche Ideologie" in die Ecke werfen, um uns eine neue „Mentalität" zu verschaffen. Wir träumen noch, während schon der helle Tag zu den Fenstern hereinscheint? Es wird Zeit, daß wir uns den Schlaf aus den Augen wischen!

Rasch Bekehrte, die früher sich gewiß würden bekreuzigt haben, wenn einer ihnen vorausgesagt hätte, welche Worte noch einmal ihrem Munde entfließen würden, rühmen uns in überschwänglichen Tönen das neue Heil, das der Welt erschienen ist. Mit edler Wärme, wie sie nur aus echter Überzeugung hervorgehen kann, treten sie für den „moralischen Siegeszug des Sozialismus" ein. Hören wir freilich die alten Vertreter der Partei, so klingt die Sache ganz anders. Da wird uns versichert, „daß die deutsche Sozialdemokratie vor den Scherben ihrer Ideologie steht" „Dieses innere Jena wird freilich seltsam kontrastiert von dem äußeren Sedan, das sie am 9. November erlebt hat, und dieser äußere Erfolg ist es, der den inneren Zusammenbruch für die Meisten verdeckt." „Die eklatante geistige Ohnmacht und Direktionslosigkeit des heutigen Sozialismus beruht denn auch nicht allein auf dem Mangel an Intelligenzen innerhalb der Parteibewegung, sondern in gleichem Maße auf dem scheinbar unüberwindlichen Bedürfnis zur Heilighaltung eines für

positive Gegenwartsarbeit nicht brauchbaren Parteievangeliums und auf der Unfähigkeit und Energielosigkeit, es neu zu gestalten." „Auch jetzt kann noch niemand mit Sicherheit behaupten, ob die Partei nicht daran zugrunde geht, daß sie regieren muß."[1])

Die „proletarische Ideologie" hat eine eindrucksvolle und maßgebende Darstellung in dem von den Begründern der Sozialdemokratie, Marx und Engels, verfaßten „Kommunistischen Manifest" gefunden. Obwohl diese Kundgebung bereits über siebzig Jahre alt ist, hat die Sozialdemokratie doch bei allem Wandel der Verhältnisse mit einer gewissen Hartnäckigkeit und einer bei einer revolutionären Partei bemerkenswerten Vorliebe für das Hergebrachte an den dort ausgesprochenen Grundsätzen festgehalten. Erst in dem Zustande der Selbstzerfleischung, welchen die Sozialdemokratie augenblicklich erlebt, werden sie von manchen über Bord geworfen, und dann allerdings gleich so massenhaft, daß man mit der größten Anstrengung kaum einen Rest mehr entdeckt, der übrig bleibt. Andere versichern uns aber mit desto größerer Biederkeit, daß kein Grundsatz dieser kostbaren Schrift veraltet sei. Und jedenfalls sind alle darin einig, daß niemand etwas Neues an ihre Stelle gesetzt habe. Wir müssen uns also wohl oder übel an sie halten, um uns über die „proletarische Weltanschauung" zu belehren.

Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft, heißt es hier, ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Die mannigfaltigen in ihnen hervorgetretenen Gegensätze haben sich in der neueren Zeit in einen großen Gegensatz zusammengezogen; die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager: Bourgeoisie und Proletariat. Es wird nun zunächst die Entwicklung der Bourgeoisie verfolgt und gezeigt, wie sie durch die Ausbildung der Industrie

[1]) Die Schrift von Paul Lensch, Am Ausgang der deutschen Sozialdemokratie 1919 hat die Losung für solche Betrachtungen ausgegeben. Sämtliche oben angeführte Stellen sind der Zeitschrift Die Glocke, Jahrgang 1919, entnommen. Aus andern Zeitschriften der Partei ließen sich leicht ähnliche Blütenlesen zusammenstellen. In einer Rede, welche Winnig am 4. Dezember 1919 in einer Königsberger Versammlung hielt, mahnte er (nach Zeitungsberichten) dazu, „sich loszulösen von alten und verschimmelten Parteiprogrammen". Auch an Cohens berühmtes Wort auf dem Berliner Rätekongreß vom April 1919 sei erinnert: „In übertriebener Weise haben wir unsere Anhänger gelockt und ihnen ein Paradies versprochen. Wir haben unsern Anhängern Wechsel auf die Zukunft gegeben und jetzt können wir sie nicht einlösen" (gleichfalls nach Zeitungsberichten).

und des Welthandels die Produktionsmittel in ihren Besitz bringt und alle patriarchalischen, durch das Gefühl bestimmten Beziehungen der Menschen untereinander beseitigt, um sie durch das nackte Interesse, die „bare Zahlung" zu ersetzen Es gibt fortan nur noch Geldverhältnisse, Verhältnisse der Ausbeutung „Die moderne Staatsgewalt ist nur ein Ausschuß, der die gemeinschaftlichen Geschäfte der ganzen Bourgeoisklasse verwaltet" „Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen" „Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheines entkleidet Sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt" Diese Bewegung ist international, kosmopolitisch; sie vernichtet die Besonderheiten der nationalen Kulturen. Ihr Wesen ist Zusammenfassung, im Gegensatz zu der älteren Zersplitterung und Mannigfaltigkeit, Zusammenfassung der Produktionsmittel, des Eigentums in wenigen Händen, Zusammenfassung des staatlichen Lebens Dabei freie Konkurrenz Der Drang aber, den Verdienst immer höher zu treiben, führt zu einer Epidemie der Überproduktion, welche in furchtbaren Krisen des Wirtschaftslebens ausbricht Dagegen gibt es kein wirksames Mittel Diese Krisen treiben die ganze Gesellschaftsordnung mit Notwendigkeit ihrer Vernichtung entgegen.

Bis hierher können wir dem Gedankengang des Manifests in vielem zustimmen Die Kennzeichnung der beiden Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung in patriarchalischem Feudalismus und Bourgeoisie ist treffend, sie stimmt wesentlich mit dem überein, was wir früher als die beiden ersten Zustände in der Entwicklung des Geistes kennen lernten Die wirtschaftlichen Einzelfragen und die Richtigkeit ihrer Beantwortung können wir hier dahingestellt sein lassen Im ganzen wird der nackte Vorteil und also das Streben nach Geld richtig als das Wesen des zweiten Zustandes bezeichnet, und ebenso richtig darauf hingewiesen, daß dieser Zustand in der Übersteigerung seines Grundgedankens bereits den Keim seines Unterganges in sich trägt.

Ist diese Übereinstimmung so überraschend? Keineswegs! Sind

doch solche Gedanken altes Erbgut des deutschen philosophischen Denkens. Als der deutsche Geist in seiner Blütezeit sich auf die Bedingungen seiner eigenen Entwicklung besann, stellte sie sich ihm in solchen Linien dar. Fragt man nach den geistigen Vätern dieser Gedanken, so müßte man wohl Schiller, Fichte und Hegel nennen. Das sind freilich keine Proletarier, sondern sogar — hilf Himmel! — drei Universitätsprofessoren. Ein Unterschied besteht nur darin, daß diese Zustände von den deutschen Denkern als aus dem inneren Wesen des Geistes selbst stammend, durch seine freie Tat hervorgebracht verstanden wurden, dagegen in dem Manifest als das notwendige Ergebnis äußerer Umstände erscheinen. Darüber wird nachher noch zu sprechen sein.

Hören wir weiter! „Die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer erzeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier. In demselben Maße, worin sich die Bourgeoisie, d. h. das Kapital, entwickelt, in demselben Maße entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden, und die nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweis verkaufen müssen, sind eine Ware, wie jeder andere Handelsartikel und daher gleichmäßig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt." Dabei verliert ihre Arbeit durch die Entwicklung des Maschinenwesens mehr und mehr an Reiz, der Arbeiter wird ein bloßes Zubehör der Maschine. Seine Arbeit wird immer schlechter bezahlt und wird immer größer. Zwischen den beiden Klassen werden die bisherigen Mittelstände aufgerieben, sie sinken ins Proletariat hinab.

Die Zusammenfassung des Wirtschaftslebens der Bourgeoisie greift nun aber auch auf die Arbeiter über. Die Folge der Vereinigung der Bourgeoisie ist auch eine Vereinigung der Arbeiter. Auch sie beseitigen alle Einrichtungen und Zustände, die dem hinderlich sind, ihre Interessen und Lebenslagen gleichen sich untereinander immer mehr aus. Aber die Vorteile, die dadurch für den glatteren Verlauf der Geschäfte entstehen, kommen nur immer wieder der Bourgeoisie zugute. „Auf dieser Stufe bekämpfen die Proletarier also nicht ihre Feinde, sondern die Feinde ihrer Feinde, die Reste der absoluten Monarchie, die Grundeigentümer, die nichtindustriellen

Bourgeois, die Kleinbürger. Die ganze geschichtliche Bewegung ist so in den Händen der Bourgeoisie konzentriert, jeder Sieg, der so errungen wird, ist ein Sieg der Bourgeoisie."

Allmählich aber lernen die Arbeiter, ihre Vereinigung gegen die Bourgeoisie selber auszunutzen. Sie bilden dauernde und immer größere Verbände und fassen damit den Klassenkampf mehr und mehr zusammen. Einzelne Angehörige der herrschenden Klasse werden ins Proletariat hinabgeworfen und führen ihm Bildungselemente zu. Einzelne Aufstände und einzelne Erfolge sind nur Vorbereitungen des großen Entscheidungskampfes, der eintritt, wenn die alte Gesellschaft sich auflöst, ein Teil der herrschenden Klasse sich von ihr lossagt und sich der revolutionären Klasse anschließt, der Klasse, welche die Zukunft in ihren Händen trägt.

In den Lebensbedingungen des Proletariers sind an sich schon die Lebensbedingungen der alten Gesellschaft vernichtet. Er, der nur ein Stück Maschine ist, hat kein Eigentum und keine Familie, kein Vaterland und kein Recht, keine Moral und keine Religion. Das alles „sind für ihn ebenso viele bürgerliche Vorurteile, hinter denen sich ebenso viele bürgerliche Interessen verstecken". Das Proletariat hat nichts zu sichern und nichts zu verlieren, aber es hat die ungeheure Zahl der Masse einzusetzen. Wenn es sich erhebt, wird es daher den ganzen Überbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft sprengen. Und es wird sich mit Notwendigkeit erheben, wenn es auf die tiefste Stufe seines Elends hinabgesunken ist, und die Gesellschaft ihm nicht einmal mehr die Bedingungen seines Sklavenlebens zu sichern vermag.

Denn diese ganze Entwicklung vollzieht sich mit zwangsweiser Notwendigkeit. „Mit der Entwicklung der großen Industrie wird unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst hinweggezogen, worauf sie produziert und die Produkte sich aneignet. Sie produziert vor allem ihren eigenen Totengräber. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich."

Ohne Zweifel die eindrucksvolle Schilderung einer Welt, die notwendig ihrem Untergang entgegeneilt! Eine andere Frage ist es, ob diese Schilderung einer genaueren Prüfung standhält. Schon der Begriff des Proletariers ist schwankend gefaßt. Wenn alle dazu gehören, „die nur so lange leben, als sie Arbeit finden", so sind Arzt und Jurist, Beamter und Gelehrter doch gewiß in den

meisten Fällen auch Proletarier, und zuvor wird uns ja auch ausdrücklich versichert, daß die Bourgeoisie sie in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt hat. Jetzt verschwinden sie aber in der Versenkung, und nur der ungebildete Fabrikarbeiter, der durch seine Arbeit an der Maschine selbst zur Maschine wird, soll als Proletarier gelten. Bildungselemente kommen dem Proletariat nur durch einzelne Bestandteile der herrschenden Klasse zu, die „ins Proletariat hinabgeworfen" werden. Hier werden die Gebildeten an sich also ohne weiteres der Bourgeoisie zugerechnet. Durch diese Verschiebung des Begriffs Proletarier entsteht das gewiß höchst eindrucksvolle, in einfachstem Schwarz-Weiß gemalte Bild einer Welt, in der sich nur Kapitalisten und Handarbeiter gegenüberstehen. „Die in ihr arbeiten, erwerben nicht, und die in ihr erwerben, arbeiten nicht". All die Kreise, auf deren Wirken doch vor allem das Leben in Staat und Gesellschaft beruht, sind einfach beseitigt, und der Reichtum des Daseins zu einer in trostloser Eintönigkeit klappernden Maschine gewandelt.

Stimmt in dieser Hinsicht die Schilderung des Proletariers nicht mit den eigenen Begriffen des Manifests überein, so in einer andern Hinsicht nicht mit der Erfahrung. Der Satz — der nicht etwa eine Nebensache betrifft, sondern auf dem der ganze Bau ruht —: „Der moderne Arbeiter, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer", hat sich nicht bewahrheitet. Die Vermehrung des Reichtums kam vielmehr auch dem Arbeiter zugute, und durch die großartige Entwicklung des Versicherungswesens nahm auch er mehr und mehr an dem Ertrage des Kapitalismus teil. Er wird vielfach zum kleinen Bourgeois, und da auch die Mittelstände, Handwerker und Bauern, die kleinen Industriellen und Kaufleute, sich entgegen der Voraussage des Manifests gehalten haben, so bildet gerade diese mittlere Schicht des kleinen Bürgertums, deren Untergang dort geweissagt wurde, einen ziemlich ausgebreiteten und in sich gefestigten Stand. Seine Grenzen nach oben und unten sind fließend. Auf der unbedingten, mit der Zeit sich verschärfenden Gegensätzlichkeit von Bourgeois und Proletarier beruht der ganze Gedankenbau des Manifests. Aber dieser Gegensatz ist vielmehr allmählich verschwunden. Die Bourgeoisie hat verstanden, den Proletarier in ihre Interessen hineinzuziehen. Auch in ihm entfesselt sich jetzt das Streben nach Geld

Nicht in der Abschaffung des Geldes, sondern in dem eigenen Erwerb desselben muß er jetzt seinen Vorteil erblicken.

Noch wunderlicher ist die Schilderung jener —ersten — Revolution, welche die Arbeiter gewissermaßen im Dienste der Bourgeoisie unternehmen, indem sie deren Feinde, die Reste der alten patriarchalischen Lebensordnung, beseitigen. Das Manifest ist am Vorabend der 48er Revolution geschrieben. Die Bedeutung der bürgerlichen Revolution für die Arbeiterbewegung und die Stellung des Proletariats zu ihr mußte bestimmt werden. Von dieser geschichtlichen Voraussetzung können wir hier absehen; hat doch das Manifest diese Lehre von der doppelten Revolution auch in seinen späteren Auflagen immer aufrecht erhalten, und sie ist keineswegs so veraltet, wie manche Sozialdemokraten uns einreden möchten. Ihr tieferer Grund liegt auch nicht in jener geschichtlichen Bedingung, sondern in dem das ganze Manifest tragenden Glauben an die Zwangsläufigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung. Weil diese Entwicklung nun einmal notwendig die drei Stufen der patriarchalischen, der bürgerlichen und der sozialistischen Wirtschaftsverfassung durchläuft, so muß der Proletarier, um sein eigenes Ziel zu erreichen, zuerst die volle Ausbildung der vorangehenden Verfassung befördern, so feindlich sie ihm auch sein mag.

„Auf dieser Stufe bekämpfen die Proletarier also nicht ihre Feinde, sondern die Feinde ihrer Feinde": eine für die gesellschaftliche Entwicklung der Gegenwart höchst unheilvolle Tatsache ist in diesem Satze ausgesprochen. Sie bekämpfen die Feinde ihrer Feinde. Aber ist denn der Feind meines Feindes nicht mein — Freund? Wer in aller Welt wird so töricht sein, nicht die Freundschaft derer zu suchen, die den gleichen Feind bekämpfen wie er selbst? Wer in aller Welt wird so wahnsinnig sein, seinem Feinde den Gefallen zu tun, ihm seine Feinde erst totzuschlagen, damit er nur recht zu Kräften kommt, ehe wir ihn selbst bekämpfen? Aber dieser Wahnsinn wird hier dem Proletarier zugemutet. Eine furchtbare, alle Verhältnisse des Daseins umgestaltende Macht kam mit dem Kapitalismus empor und bedrohte die Lebensbedingungen aller, die in seine Abhängigkeit gerieten. Aber gerade in Deutschland setzten ihm noch starke Kräfte der alten patriarchalischen, auf Ehrfurcht, Treue und Pflicht gegründeten Lebensordnung einen Widerstand entgegen, all jene Mächte, die — für Geld nicht zu haben waren

Mußte der von der neuen Gewalt in seinem Dasein Bedrohte nicht an diesen Mächten seinen natürlichen Bundesgenossen finden? Aber gerade sie soll er beseitigen helfen, damit sein Todfeind, das Kapital, sich völlig ungehindert entfalten könne! Ist das nicht Wahnsinn? Vollendeter Wahnsinn?

Genügt wirklich der Glaube an den Zwangsverlauf der Entwicklung, um solche wahnsinnige Forderung zu erklären? Es kommt wohl noch etwas anderes hinzu. Die Lebensverfassung der Bourgeoisie und des Kapitalismus beruht auf den Gedanken der Aufklärung, der soziale Gedanke ist ein Geschöpf des deutschen Idealismus. In der Heiligung der Arbeit und der Hingabe an die Gemeinschaft spricht er echt deutsche Gedanken aus, die wahrlich in den besten Sitten deutscher Art immer lebendig waren. Aber das Manifest nimmt nicht diese Partei. Während die Bourgeoisie — der Todfeind — mit vollkommener Kühle und gewiß nicht wohlwollend, aber gerecht und vielleicht nicht ganz ohne Bewunderung geschildert wird, ergießt sich eine volle Schale des Zorns und der Beschimpfung über den deutschen oder den „wahren" Sozialismus. Dieser hatte richtig erkannt, daß Königtum und Arbeiter in der neuen Geldmacht einen gemeinsamen Feind bekämpften, und er rief gegen diese aus dem Geiste der Aufklärung entstandene Gewalt die Gedanken des deutschen Idealismus zum Kampfe auf. Aber dafür muß er sich von dem Verfasser des Manifests in Sätzen schmähen lassen, die durch ihren krampfhaften Haß völlig aus dem Ton des übrigen herausfallen. Die deutschen Philosophen, Halbphilosophen und Schöngeister werden mit einem verächtlichen Seitenblick erwähnt, da sie so töricht gewesen seien, die Willensäußerungen der revolutionären französischen Bourgeoisie für Gesetze des reinen Willens zu nehmen und daher „ihren philosophischen Unsinn hinter das französische Original" schrieben. Der ganze Haß aber wendet sich gegen den deutschen Sozialismus, welcher allerdings nicht die Unterstützung, sondern die Bekämpfung des Kapitalismus predigte. „Er diente den deutschen absoluten Regierungen mit ihrem Gefolge von Pfaffen, Schulmeistern, Krautjunkern und Bureaukraten als erwünschte Vogelscheuche gegen die drohend aufstrebende Bourgeoisie."

Woher dieser Haß, der sich so viel leidenschaftlicher äußert als selbst der Haß gegen den Todfeind, die Bourgeoisie? War dieser

deutsche Sozialismus vielleicht ein gefährlicher Wettbewerber um die Gunst des Proletariats? Und kam es vielleicht mehr auf die Gunst, als auf das Glück dieses Proletariats an? Jedenfalls ist der Haß gegen die alten bodenständigen deutschen Lebensformen echt, so echt, daß dem Verfasser der Wahnsinn jener in sich widerspruchsvollen Forderung gar nicht zum Bewußtsein kommt! Und in diesem blinden Haß redet nicht nur der Fürsprecher des Proletariats. Hier redet der Sohn jener wurzellosen Rasse, deren Haß allem Bodenständigen und Wurzelhaften gilt. Daß die Grundgedanken des Manifests von Karl Marx stammen, hat sein Mitarbeiter selbst bekannt.

Die deutsche Arbeiterschaft stand am Scheidewege. Sie hatte die Wahl, den Bund mit den alten deutschen Lebensmächten zu suchen, um gegenüber der hereinbrechenden Flut des Kapitalismus an der Verwirklichung des echten deutschen Sozialismus zu arbeiten, oder in der Gefolgschaft des wurzellosen Mannes die deutschen Lebensformen auszurotten, um dem Kapitalismus alle Macht in die Hände zu spielen. Sie hat den zweiten Weg eingeschlagen. In ihrem Parteinamen findet der Wahnsinn dieser Entwicklung einen treffenden Ausdruck: Sozial—demokratie, das klingt beinahe wie hölzernes Eisen. Denn Sozialismus bedeutet die Überwindung der Herrschaft des Kapitals, während Demokratie die ausgesprochene Herrschaftsform des Kapitalismus ist. —

Kehren wir zu dem Gedankengang des Manifests zurück. Wir haben die bestehende Gesellschaft der Bourgeoisie und in dem Proletariat die Bedingung für ihre Umgestaltung kennen gelernt. Wir fragen noch nach dem Ziel dieser Umgestaltung, nach der neuen, künftigen Form der Gesellschaft, welche durch die zweite, endgültige Revolution heraufgeführt werden soll, in der die Herrschaft der Bourgeoisie durch die Herrschaft des Proletariats abgelöst wird. In der Gegenwart sind die Kommunisten — wir sagen dafür heute Sozialisten — die Träger dieser neuen Gedanken. Sie sind „der entschiedenste, immer weiter treibende Teil der Arbeiterparteien aller Länder", der „vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung" voraus hat. Bedingungen und Gang der Bewegung haben wir betrachtet, wir kommen jetzt zu den Ergebnissen.

Ich glaube leidlich gelernt zu haben, auch schwierigere Schriften

zu verstehen. Aber ich muß offen bekennen, daß es mir nicht möglich gewesen ist, aus den sich widersprechenden Sätzen des Manifests ein deutliches Bild über den von der großen Revolution erhofften Zustand zu gewinnen. Die klare Sprache der kritischen Schilderung weicht hier einem bunten Feuerwerk von Sätzen und Gegensätzen, das allerlei wunderbare Bilder dem Sinne vorgaukelt, die aber bei genauerem Hinsehen alle in Nichts zerplatzen. Gewiß sind diese Gedanken nur ein kurzer Abriß von dem, was Marx in ausführlicheren Werken zu begründen suchte. Aber wir haben es hier nicht mit dem Gelehrten, sondern mit dem Propheten einer neuen Weltordnung zu tun, und halten uns deshalb an das Manifest, welches seine Predigt in die Massen hinausgetragen hat.

Diese Predigt klingt wie ein wunderlicher Kanon. Kein Eigentum, keine Familie! kein Vaterland! keine Religion! keine Moral! kein Recht! Aber sind denn das alles Werte bloß der Bourgeoisie? Wie so? Wir meinen doch: kein bürgerliches Eigentum! keine bürgerliche Familie! keine bürgerliche Moral! usw. Aber was ist Eigentum und was bürgerliches Eigentum? was Familie und was bürgerliche Familie? Das wissen wir auch nicht! Darum: Kein Eigentum! keine Familie! kein Vaterland! keine Religion! keine Moral! kein Recht! Aber . . . und so fort nach Belieben. Gewiß ein Kanon, der einem Leinweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln könnte!

Jeden, der gewohnt ist, seine Gedanken in klarer Ordnung zu halten, muß bei solchen Reden ein Schwindel ergreifen. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß gerade in ihrer Zweideutigkeit ihre verführerische Kraft liegt. Den durch die jetzige Lebensordnung Bedrückten wird die Beseitigung ihrer Bedrücker vorgegaukelt. Und den Besonnenen, die sich nicht in die bloße Verneinung mögen hineinreißen lassen, wird zur Beschwichtigung versichert, so schlimm sei die Sache ja nicht gemeint, nur das ihnen Feindliche an der bisherigen Ordnung solle beseitigt werden. Auf die nähere Frage, was dann übrig bleibt, bekommen sie freilich keine Antwort. Und so tritt auch hier die bloße Verneinung des Wurzellosen und sein unbedingter Haß gegen alles Bestehende deutlich hervor. Die hohen sittlichen Forderungen des deutschen Idealismus hat er in Verneinungen umgewandelt. Wenn jener von der Pflicht zur schaffenden Arbeit redet, so dieser von dem Recht auf Beseitigung des Besitzes. Fordert

jener die Hingabe an die Gemeinschaft, so dieser die Aufhebung von Familie und Vaterland. In Wahrheit ruft das Manifest die Proletarier nicht durch Aufstellung fester Ziele zur Gestaltung eines neuen Lebens auf, sondern will sie durch Vorspiegelung unklarer, bloß schwärmerischer Einfälle zur Zerstörung des alten Lebens aufregen. Deshalb liegt seinem Verfasser auch alles am Umsturz als solchem. Er verhöhnt diejenigen sozialistischen Denker, welche ihr Ziel auf friedlichem Wege erreichen wollen, und fordert die Proletarier auf, überall jede revolutionäre Bewegung gegen die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Zustände zu unterstützen. Käme es ihm auf das Ziel als solches an, so wäre der Weg dahin ja verhältnismäßig gleichgültig; und der Bekämpfer des Militarismus mußte doch eigentlich den friedlichen Weg vorziehen. Aber nein! Umsturz soll sein! Der Umsturz ist die Hauptsache. Was nachher kommt, ist Nebensache. —

Wie ein roter Faden zieht sich durch das Manifest der Gedanke, daß die ganze hier geschilderte Entwicklung das Ergebnis einer äußeren Notwendigkeit ist. Die Geschichte wird nicht von dem freien Willen der Menschen gemacht, sondern erfolgt nach den Zwangsgesetzen der wirtschaftlichen Entwicklung. Dieser Gedanke wird auch zuletzt noch einmal eindringlich hervorgehoben. Die Ziele, welche die soziale Revolution erstrebt, sind nicht von dem Denken der Menschen geschaffen, sondern sprechen nur aus, was durch die wirtschaftlichen Verhältnisse notwendig sich verwirklicht. Der völlig verelendete Proletarier hat kein Eigentum, keine Familie, kein Vaterland usw. In seinem Dasein sind also die Ziele der Revolution schon verwirklicht. „Die theoretischen Sätze der Kommunisten beruhen keineswegs auf Ideen, auf Prinzipien, die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt sind. Sie sind nur allgemeine Ausdrücke tatsächlicher Verhältnisse eines existierenden Klassenkampfes, einer unter unsern Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung."

Dieser Wahnglaube an ein unabwendbares Verhängnis, welches den ganzen bestehenden Zustand vernichtet, ist ohne Zweifel ganz besonders geeignet, den revolutionären Geist zu fördern. Es tritt dadurch jene Lähmung des Willens ein, die ein so bezeichnender Zug im Bilde aller Revolutionen ist, und die sich sehr wohl mit unruhiger Aufregung und hastiger Begierde nach Neuem verbindet.

Jede sittliche Besinnung wird ausgeschaltet, da man in der Vorstellung lebt, nur an der Erfüllung eines notwendigen Schicksals mitzuwirken. Und wer nicht tätig eingreift, wagt doch nichts zu hindern, sondern starrt in dumpfer Ergebung auf die Ereignisse, die wie eine blinde Naturgewalt über ihn hereinstürzen. Dieser Schicksalsglaube und jene verstiegene Einbildung, die dem Gemüt unklare, aber desto leichter ins Wunderbare gesteigerte Bilder vorgaukelt, erzeugen in ihrer Verbindung den Geist des Umsturzes; der Schicksalsglaube, indem er den auf das Wahre und Wirkliche gerichteten Willen lähmt, die Einbildungskraft, indem sie die wundersüchtigen Leidenschaften an bloß erträumten Bildern aufstachelt.

So liegt der letzte Sinn des Manifests in der Verneinung schlechthin, der Umsturz wird Selbstzweck. Den Geist des Hasses verkündet diese Predigt. Schöpferisch aber ist in der Welt immer nur die Liebe gewesen.

Diese bloße Verneinung spricht sich in einem tiefen Widerspruch aus, welcher das ganze Manifest durchzieht. Sein Zweck und sein Inhalt stützen und tragen einander nicht, sondern heben sich gegenseitig auf. „Proletarier aller Länder vereinigt Euch!" mit diesem Ruf fordert das Manifest das Proletariat auf, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und tätig an seiner Verwirklichung zu arbeiten. Der Inhalt des Manifests aber verkündet die Lehre von dem notwendigen, durch keine Willkür abzulenkenden Verlauf des äußeren Geschehens, eine Lehre, welche in die Tat umgesetzt nur zu völligem Verzicht auf das Wollen und entsagendem Gleichmut führen könnte. Wen diese Weltansicht wirklich im Innern ergriffen hat, der wird eher in dem indischen Büßer als in dem modernen Sozialisten sein Vorbild sehen. Es ist kein Zufall, daß Schopenhauers weltverneinende Weisheit gerade im Zeitalter der lautesten wirtschaftlichen Entwicklung ihre meisten Anhänger fand. Mit den Zielen des Manifests aber läßt sie sich in keiner Weise vereinen. Dieser Haßgesang auf alles Bestehende verneint sich selbst. Wer seinem Rufe folgt, kann die in ihm ausgesprochene Lehre nicht annehmen, die jene Gefolgschaft doch allein begründen sollte. Und wer seine Lehre annimmt, kann seinem Rufe nicht folgen und widerlegt damit auch jene Lehre, die solche Gefolgschaft als eine notwendige beweisen wollte. —

Mit dem Manifest sind wir fertig. Diese Botschaft kann uns

kein Heil verkünden, und wenn sie einen Siegeszug antritt, so möchte ich ihn jedenfalls keinen moralischen nennen. Aber wir werfen noch einen Blick auf die deutsche Revolution. Manche Züge derselben werden uns jetzt, da wir ihre geistige Grundlage kennen, vielleicht noch verständlicher werden.

Der Vergleich mit der großen französischen Revolution liegt nahe, und verführt wohl auch so manche unsrer Zeitgenossen dazu, von dem Umschwung den Beginn einer großen neuen Gedankenwelt zu erwarten. Damals war das Zeitalter der Aufklärung vorausgegangen; sein Träger, das Bürgertum, welches jetzt den Staat in Besitz nahm, hatte daher eine starke Geistesmacht einzusetzen. Neue und höchst bestimmte Gedanken über Staat und Gesellschaft kamen jetzt zur Verwirklichung. Ich weiß nicht, ob die „Weltanschauung des Proletariats", wie sie in dem Manifest ausgesprochen ist, es damit aufnehmen kann. Ich fürchte, ein Vergleich beider Revolutionen in dieser Hinsicht würde nicht gerade zum Vorteil der unsrigen ausfallen.

Die Voraussetzung des Manifests für einen Umsturz, vollkommene Verelendung der Massen, traf bei dem Ausbruch der deutschen Revolution nicht zu. Das Aufblühen der Wirtschaft und die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reichs hatten dafür gesorgt, daß sich die Lebenslage der Arbeiter mehr und mehr hob. Der Mittelstand war nicht ins Proletariat hinabgesunken, sondern im Gegenteil waren die bestgestellten Arbeiter und zumal ihre Führer in Gewerkschaften und Parlamenten zum Mittelstand aufgestiegen. Während des Krieges gab es gewiß viel Elend in Deutschland. Aber es ist eine bekannte Tatsache, daß die Revolution von Kreisen gemacht wurde, denen es keineswegs schlecht ging, nicht von dem Mann, der in den nassen Löchern Flanderns Tag für Tag dem Tode ins Auge sah, sondern von den Matrosen, die auf der Heimatflotte ein gemächliches Leben führten, nicht von den armen Witwen und Waisen, deren Ernährer den Heldentod gestorben war, sondern von den jungen Arbeitern, die nicht wußten, wie sie ihren hohen Verdienst verschleudern sollten. Nicht Elend, sondern Üppigkeit ist der Grund der deutschen Revolution.

Zur groben Arbeit, wie sie bei einem solchen Umsturz nun einmal geleistet werden muß, bediente man sich wohl junger Burschen, die nicht viel zu verlieren hatten. Die Spielleiter aber, in deren

Händen die Fäden zusammenliefen, gehörten nach Lebenshaltung und Denkweise unzweifelhaft zu dem kleinen und mittleren Bürgertum. Als die hochgehenden Wasser der Umsturztage sich verlaufen hatten, trat dieser kleinbürgerliche Geist der neuen Bewegung in Reden und Kundgebungen deutlich hervor. Beseitigt waren die Mächte, welche nach Marx' eigenem Geständnis nicht die Feinde des Proletariats, sondern die Feinde der Bourgeoisie gewesen waren, und geschaffen war eine Staatsform, wie sie überall die kapitalistische Bourgeoisie als die ihr bequemste sich gestaltet hatte. Diese Revolution trägt also ganz die Züge der von Marx verkündeten ersten Revolution. Die Lehre von der doppelten Revolution hatte die Sozialdemokratie — außer für Rußland — aufgegeben. Siegesgewiß hatte sie verkündet, daß im westlichen Europa, wegen der engen Verbindung des Bürgertums mit den herrschenden Mächten, keine bürgerliche Revolution mehr möglich sei: „Die nächste Revolution kann hier nur noch eine proletarische sein." Sie hat es sich nicht träumen lassen, daß die Proletarier selbst inzwischen so fest mit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung des Bürgertums verwachsen waren, daß ihre eigene Revolution — eine bürgerliche wurde.

Wenn die links von der „Mehrheits-Sozialdemokratie" stehenden Parteien die bisherige Revolution nur als eine Vorbereitung der kommenden, zweiten und endgültigen Revolution anerkennen wollen, so muß man ihnen zugeben, daß sie folgerichtig im Sinne des Manifests denken. Sie beherzigen die Worte, die Marx bereits im Jahre 1850 gesprochen hat: „Vom ersten Augenblick des Sieges an muß sich das Mißtrauen nicht mehr gegen die besiegte, reaktionäre Partei, sondern gegen die bisherigen Bundesgenossen, gegen die Partei richten, die den gemeinsamen Sieg allein exploitieren will;" und seine Warnung vor einer Vereinigung mit dem demokratischen Kleinbürgertum in derselben Rede: „Das Proletariat würde seine ganze selbständige, mühsam erkaufte Stellung verlieren und wieder zum Anhängsel der offiziell-bürgerlichen Demokratie herabsinken." Vom Standpunkt der reinen Geschichtsbetrachtung aus muß man sagen, daß genau das eingetreten ist, was Marx damals befürchtet hat. Es ist daher kein Wunder, daß der revolutionäre Schwung ganz auf die Parteien der äußersten Linken übergegangen ist, und

daß die alten Gedanken des Manifests fortan allein von ihnen vertreten werden.

Wenn trotzdem in weiten Kreisen der Sozialisten keine besondere Lust zu bestehen scheint, diese zweite Revolution ins Werk zu setzen, so liegt das vor allem an den bloß verneinenden Zielen, welche das Manifest aufstellt. Diese nebelhaften Vorspiegelungen werden auch in den Ankündigungen der äußersten Linken nicht greifbarer. Von ihren Ausrufen und Planen möchte man sagen, wenn es erlaubt ist, Widersinniges durch ein widersinniges Wort zu bezeichnen: Positiv sind nur die Negationen. Kein Wunder, daß jeder halbwegs Besonnene und nicht ganz Gewissenlose sich nicht entschließen kann, den großen Sprung ins Nichts zu wagen. Wo er einmal versucht wurde, mußte er notwendig ohne Ergebnis enden. Ohne Ergebnis wenigstens für die Allgemeinheit. Für die Führer mochte ein solcher Versuch immerhin ein recht greifbares Ergebnis zeitigen, das allerdings mehr darauf hinauskam, Privateigentum zu vermehren, als aufzuheben.

Aber auch bei der siegreichen Gruppe der Sozialdemokratie verleugnen sich die bloß verneinenden Ziele ihres bisherigen Evangeliums nicht. Als die Macht errungen war, herrschte eine vollständige Ratlosigkeit darüber, was nun ins Werk zu setzen sei und mit welchen Mitteln. Die Ratlosigkeit mußte umso größer sein, als die Voraussetzungen eines Umsturzes, wie sie das Manifest schilderte, ganz und gar nicht zutrafen. So trat jener Zustand der Selbstzerfleischung ein, von dem ich anfangs redete, in dem die Sozialdemokratie beinahe alle Gedanken, denen sie bisher gefolgt war, preisgab.

Was war zu tun? Etwas mußte geschehen. Als die Reste des alten Reiches in Heer und Beamtentum mühsam verhindert hatten, daß Staat und Volk in die völlige Vernichtung hinabgerissen wurden, konnte man das Alte doch nicht wohl einfach wieder herstellen, was manche von der Partei, die inzwischen klug geworden waren, vielleicht am liebsten gesehen hätten. Eigene Gedanken für den Aufbau hatte die Partei nicht einzusehen, da sie von ihren Führern nur das Verneinen gelernt hatte. Da zimmerte man sich ein Notdach nach den Maßen der älteren — bürgerlichen — Revolutionen zurecht, ja man bestellte sich sogar die Zimmerleute für diese Arbeit eigens aus dem Lager der Bürgerlichen.

Gewiß ist viel von „Sozialisierung" die Rede, ein Wort, das den bürgerlichen Amtsbrüdern nicht angenehm in den Ohren klingt. Aber dies in dem Parteistreit vielfach hin und her gewendete Wort hat eine so mannigfaltige Bedeutung angenommen, daß es den Bildern gleicht, die sich vollständig verwandeln je nach dem Standpunkt, von dem man sie betrachtet. Jene verstiegene Bedeutung, die das Wort in dem Manifest erhalten hatte, und die auf einen vollständigen Umsturz unserer ganzen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnung hinauslief, wurde jetzt zurückgestellt und durch den so viel zahmeren Gedanken der Verstaatlichung gewisser Betriebe ersetzt. Damit aber wird das Wort der Bedeutung zurückgegeben, welche es ursprünglich in dem von Marx so geschmähten „deutschen" Sozialismus gehabt hatte. Und unter dieser neuen Flagge werden Bestrebungen fortgesetzt, welche die großen deutschen Sozialisten des 19. Jahrhunderts begonnen hatten, die großen Sozialisten, welche in der sozialen Gesetzgebung die vernemenden Worte durch schaffende Taten überwinden wollten, und deren Werk die heutigen Sozialisten, nachdem sie es durch drei Jahrzehnte beschimpft haben, aufrecht erhalten zu können, froh sein werden; die wahren Sozialisten, die Sozialisten der Tat: Kaiser Wilhelm I. und sein großer Kanzler.

6. Von der deutschen Zukunft.

Müssen wir also verzweifeln? Ist das Lied vom deutschen Wesen ausgesungen? In dem Streite zwischen Geist und Geld, den der Krieg bedeutete, sind die Deutschen dem Gelde erlegen. Und in dem Wettkampf, den beide Mächte um die deutsche Seele eingegangen waren, hat das Geld gesiegt. Sollten also die gewaltigen Taten, welche das deutsche Volk in den Kriegsjahren geleistet hat, ihm nur einen glänzenden Grabstein setzen, zur Bewunderung aller späteren Zeiten und Völker? Und sind wir, die wir uns zum deutschen Geiste bekennen, nur aufgehoben, ihm die Grabrede zu halten?

Das deutsche Volk, in den Ketten grausamer Feinde, von ihrer Habsucht ausgeplündert und bald all seines Besitzes beraubt, von ihrem feigen Mißtrauen bewacht, wie soll es sich zu sich selber zurückfinden, da die Feinde jede selbständige Lebensäußerung zu unterdrücken bemüht sein werden? Wie soll es einen Boden finden, auf dem es ein eigenes Leben sich gründen könnte, da ihm im eigenen Lande bald nichts mehr gehört? Können wir da noch von einer deutschen Zukunft reden? Müssen wir uns nicht mit der Erinnerung an die Vergangenheit begnügen?

Schon manche Männer haben mit vollem Bewußtsein den Untergang ihres Volkes geschaut und gefaßten Sinnes noch einmal seinen Wert verkündet, späteren Völkern zum ewigen Gedächtnis. Wir denken solcher Männer mit Achtung und nicht ohne Bewunderung. Auch sie bewährten den Heldensinn, der früher ihr Volk zum Gipfel des Lebens geführt hatte, da sie sich in dem Zusammenbruch dieses Lebens die Klarheit des Geistes nicht trüben ließen und an dem Untergang ihres Volkes erst den tiefsten Sinn seiner Geschichte verstanden. Ist ihr Schicksal das unsere? Ein Schicksal, das nur umso furchtbarer und tragischer wäre, weil wir den Untergang unseres Volkes nur als das Ende des menschlichen Geistes überhaupt begreifen konnten, jedenfalls als das Ende des Geistes, um dessentwillen allein zu leben lohnt. Wir konnten nicht, wie jene Männer

der Vergangenheit den Bericht von Leben und Taten unseres Volkes dem Strome der Zeit anvertrauen, in der sicheren Hoffnung, daß spätere, von Gott wieder zu einem edleren Dasein erweckte Völker ihn aufnehmen und sich zur Lehre und Warnung dienen ließen. Wir müßten die Hoffnung auf solch späte Zeugen unseres Wertes fahren lassen. Unser Bericht würde nicht nur das Leben unseres Volkes, sondern das Leben der Menschheit überhaupt beschließen, ohne Hoffnung, künftig ein Ohr zu finden, das sich seinem Sinne erschließt. Unsere Rede würde ins Leere verhallen.

Müssen wir also verzweifeln? Ist das Lied vom deutschen Wesen ausgesungen? Ausgesungen kann es nicht sein, denn noch hat das Schicksal unserem Volke die höchste Vollendung versagt. Es wäre abgebrochen, weil plötzlich die Saiten zerrissen.

Erinnern wir uns an unsere früheren Betrachtungen. Die Zerrissenheit des Lebens, die Feindschaft des Innen und Außen fanden wir als das Kennzeichen unserer Zeit. Die Vorherrschaft des Geldes war eine natürliche Folge jener selbständigen, vom Innern nicht mehr durchdrungenen Entwicklung des Äußern. Das Innere hatte in dieser Welt keinen Raum mehr. In den Ergebnissen von Krieg und Revolution wirkte sich dieser Geist unserer Zeit nur noch vollständiger aus.

Wir unterschieden eingangs drei Stufen in der Entwicklung des Geistes: den Zustand der ursprünglichen Einheit des geistigen Lebens, den Zustand der Zerrissenheit und des Gegensatzes, in dem Inneres und Äußeres als gesonderte Reiche einander gegenüber treten, und den Zustand der wieder gewonnenen Einheit. Den zweiten Zustand fanden wir als den Zustand unserer Zeit; er ist vielleicht noch niemals so vollständig ausgebildet worden, als in unserer Zeit. Die Frage nach der Zukunft ist also gleichbedeutend mit der Frage nach der Möglichkeit eines Fortschritts vom zweiten zum dritten Zustand, vom Zustand der Zerrissenheit zum Zustand der wieder gewonnenen Einheit.

Nur aus dem Innern des Geistes, sahen wir früher, konnte die Einheit des Lebens wieder hergestellt werden. Es war der Wahnglaube des zweiten Zustandes, eine solche Einheit von Außen her, durch Änderung äußerer Einrichtungen zu erhalten. Die Revolution lebt mit ihren Bestrebungen in diesem Wahn. Aber damit wird die Herrschaft des Sinnlichen über den Geist nur

immer wieder von neuem befestigt. Die Einheit wird nur gewonnen, indem Inneres und Äußeres wieder in ihr wahres Verhältnis treten, und der Geist sich seine Herrschaftsrechte über das Sinnliche zurücknimmt. Aus dem tiefsten Grunde des Geistes muß der Wille hervorbrechen, das Leben neu zu gestalten. Durch freie Tat allein kann der Geist sich aus den Banden des Sinnlichen lösen und sich auf die ihm einwohnenden wahren Werte besinnen, um nach ihnen einheitlich sein Leben zu gestalten.

Ist unsere Zeit einer solchen Tat fähig? Einzelne gewiß. Und sicherlich hat die furchtbare Sittenlosigkeit des Zeitalters viele schon aufgerüttelt, die sonst in unbewußter Gleichgültigkeit weiter gelebt hätten. Und wenigstens eine teilweise Wiederherstellung des zerrissenen Lebens kann zum Glück der Einzelne für sich erreichen. Aber sie wird niemals wahre Befriedigung bringen. Denn das Leben des Einzelnen läßt sich aus dem des Volkes nicht schmerzlos herauslösen, nicht ohne Gefahr, daß es an solchem Eingriff verblutet. Nur als Notbehelf können wir für uns allein eine Rettung suchen aus Gefahren, die doch fortan unser Leben bedrohen, so lange nicht das Leben unseres Volkes gerettet ist. Die Früchte unserer Arbeit überliefern wir der Gemeinschaft des Volkes, der wir angehören; wir wollen sie von ihr zu künftigem neuem Leben bewahrt wissen. Ist der Strom des Geistes in unserem Volke versiegt, so ist auch unsere Arbeit zur Unfruchtbarkeit verurteilt, weil ihre Früchte für niemanden reifen.

Gewiß leben können wir auch vereinsamt. Wenn unser Volk in wahnsinniger Verblendung selbst das Feuer an seinem Hause anlegt, und mancher werte Besitz, ohne den wir nicht glaubten leben zu können, unwiederbringlich verloren geht, dann ist es wohl an der Zeit, uns daran zu erinnern, daß wir Güter besitzen, die von irdischem Feuer nicht verzehrt werden können. Den Grund des Ewigen und Übersinnlichen, auf dem wir unser Dasein erbaut haben, können uns keine Stürme der Gegenwart rauben. Aber dies Ewige im Zeitlichen darzustellen, das Übersinnliche im Sinnlichen zu gestalten, dazu wissen wir uns von dem Ewigen selber aufgefordert. Das göttliche Leben soll nicht nur als ein verborgener Funke im Herzen seiner Gläubigen weilen, sondern es soll als helle Flamme hervorbrechen und das gesamte Leben der Menschheit erleuchten und erwärmen. Gott will sich

nicht verbergen, sondern sich offenbaren; und er offenbart sich in dem Tun derer, die von ihm ergriffen sind.

Solche Gestaltung des Übersinnlichen im Sinnlichen aber ist uns versagt, solange das Wahre nur in den Seelen Einzelner sich verkündet und über das Leben der Gesamtheit keine Macht gewinnt. Es sind die Zeiten, da Gott sein Antlitz verhüllt hat und der ins Sinnliche versunkenen Menschheit seine Offenbarung versagt. Darum müssen wir, so hoffnungslos im Augenblick solches Beginnen scheint, danach ringen, daß der edle Kern unseres Volkes wieder zum Vorschein komme, daß es wieder würdig werde, das Ewige in seinem Leben darzustellen. Nicht äußere Einrichtungen vermögen dies zu bewirken, sie können sogar schaden, wenn sie nicht Ausdruck eines inneren Lebens sind. Auch in einem Volke kann das Gute und Edle nur aus den Tiefen des Innern hervorbrechen; auch Völker können sich nur durch freie Tat auf diesen Standpunkt erheben.

Darum müssen wir erneut fragen: ist unser Volk einer solchen Tat fähig? Wir können sie nur von **unserem** Volke, von dem **deutschen** Volke erwarten. Die übrige Welt schmachtet hoffnungslos in den Ketten des Geldes, oder ist in der gärenden Gestaltlosigkeit ihres Denkens und Seins nicht fähig, anderen Gestaltung zu bringen. Deutschland, eingebettet zwischen der durch das Geld gestalteten Welt der Angelsachsen und Romanen und der gestaltlosen Welt der Slaven, war berufen, der Welt die aus dem Geiste geschaffene Gestalt zu bringen. Aber in dem Kampf gegen das Geld ist Deutschland, von der ganzen übrigen Welt im Stiche gelassen, erlegen und hat sich selbst in die Ketten des Geldes verstrickt. Wird es seinen Beruf noch einmal aufnehmen und seine Sendung erfüllen können?

Die Zukunft der Welt hängt davon ab, ob das deutsche Volk zu jener einzig nötigen Tat sich aufzuraffen vermag. Nach wie vor besteht der Satz zu recht, daß die Zukunft der Welt nur eine **deutsche** Zukunft sein kann. Denn das Geld, der Herr der westlichen Welt, das Geld, das schlechthin Wertlose, hat keine Zukunft und schafft keine Zukunft. Und das Slaventum harrt nach wie vor der Gestaltung, die es aus sich nicht zu gewinnen vermag, und die ihm nur vom deutschen Geiste werden kann. Es ist lächerlich, solche allgemeine Einsichten durch den Verlauf eines Krieges für widerlegt zu halten. Widerlegt ist höchstens, daß der

Deutsche diese Aufgabe erfüllen **kann**, aber niemals wird dadurch widerlegt, daß es seine Aufgabe ist, und daß er sie erfüllen **soll**.

Ist unser Volk einer solchen Tat fähig? Dürfen wir uns noch einmal auf das tapfere Wort Kants berufen: Du kannst, denn du sollst? Wer wollte sich getrauen, solche Fragen mit Bestimmtheit zu beantworten? Wer wollte sich getrauen, etwas vorher zu sagen, wo es sich um freie Entscheidungen des Willens handelt? Nur des müden und verzweifelten Glaubens sollten wir uns entschlagen, daß die ganze abendländische Welt dem Untergange verfallen sei. Solcher Glaube widerspricht dem Denken des deutschen Geistes, dem Geschichte noch immer nicht das Werk blinder Naturgewalten, sondern das Werk des Willens gewesen ist. Dem unerschütterlichen Willen versagt sich das Leben nicht.

Wohl gibt es einen dunklen Grund blinder Mächte, wo der Zufall herrscht, und die keines Menschen Wille sich gefügig macht. Sie sind der Widerstand, welchen das Sinnliche der Gestaltung des Übersinnlichen entgegensetzt, das Vernunftwidrige, schlechthin Nichtige, vor dem der Gedanke als einem nicht Auszusprechenden zurückschaudert. Aber nicht auf diesem dunkeln Grunde zu haften und auf ihm zu verkommen, ist die Bestimmung des Geistes, sondern sich von ihm loszureißen und sich emporzuringen in das helle Reich des Lichts und des Lebens. Nur im Dunkeln leuchtet das Licht. So sollen jene finsteren Mächte dem Geiste ein Antrieb werden, in ihrer Überwindung ein Reich des Lichts und der Liebe sich zu gestalten. Der Erfolg freilich bleibt ungewiß. Er steht in der Hand dessen, der die Naturgewalten und unsern über alle Natur erhabenen Willen geschaffen hat. Er kann darum nur im Glauben ergriffen werden, ein Glaube an den endlichen Sieg des Lichtes, der dem Willen jene unerschütterliche Festigkeit leiht, welcher sich das Leben nicht zu entziehen vermag, und der noch in der Verzweiflung an jedem wirklichen Erfolge die tröstliche Gewißheit gibt, daß vor dem Richterstuhl des Unendlichen schließlich auch der Wille für die Tat gerechnet wird.

Auch ganze Völker können sich mit solchem Willen erfüllen. In großen Augenblicken ihrer Geschichte bricht er hindurch und schmilzt alle Glieder des Volkes zu einer heiligen Einheit zusammen. In dem gewöhnlichen Verlauf des Daseins freilich

erwallet solcher Volkswille noch leichter als der des Einzelnen, die Gegensätze treten hervor und die Gruppen des Volkes wenden sich gegeneinander. In solcher Zeit ist es die Hauptsache, daß in Einzelnen, wenn auch Wenigen, das heilige Feuer umso heißer und heller lodere. Es kommt schon die Zeit, wo die Masse ihrer Verführer müde wird und ihr Ohr wieder dem Wahren und Echten erschließt. Nach der bloßen Verneinung kann man sein Leben ja so wie so nicht lange einrichten, ohne daß diese Verneinung über das eigene Leben Gewalt gewinnt. So lange mag es genügen, wenn auch nur Wenige dem heiligen Glauben treu bleiben. Haben doch noch alle Völker in der Geschichte das gegolten, was ihre Besten gewollt, getan und gelitten haben.

Beide Bedingungen aber einer deutschen Zukunft, den glühenden, durch nichts zu beirrenden Willen Einzelner und die Bereitschaft der Massen, ihm zu folgen, können wir, wenn auch noch nicht für die Gegenwart, so doch, wenn Gott will, für eine nicht allzuferne Zukunft voraussetzen. Der Wille Einzelner hat ja schon jetzt vielfach mit Leidenschaft das den Deutschen nötigste Ziel im Gedanken ergriffen. Der weltmüde Zweifelsgeist der Jahre vor dem Kriege ist von dem scharfen Windzug der Zeit verweht und ist in unserer Jugend einem straffen Willen und einem ernsten Glauben an das Hohe und Heilige gewichen. Sie hat vor dem Feinde die Todesfurcht verlernt und damit die Kraft gewonnen, in der Verneinung des Sinnlichen ihren Willen auf das Ewige zu richten. Die nie erhörten Taten und Leiden unseres Volkes während des Krieges, wie sollten sie nicht als eine ewige, nicht mißzuverstehende Mahnung in allen edlen Gemütern fortbrennen? Weit lauter und entschlossener wagen sich heute Viele zum deutschen Gedanken zu bekennen, von dem der Krieg so herrlich gezeugt hat. Weit klarer durchschauen viele das wahre Wesen und die eigentümliche Kraft der deutschen Art.

Aber auch die Massen unseres Volkes, so nützleitel sie sind und so verblendet sie sich gebärden, werden sich, so dürfen wir vertrauen, schließlich auf den rechten Weg zurückfinden. Ihnen wird die Zukunft ein strenger Lehrmeister sein. Die Lehren des Krieges schlugen sie in den Wind, nun werden sie die Lehren der Niederlage mit furchtbarer Eindringlichkeit am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Noch fühlen wir sie kaum, weil wir in wahnsinniger

Verblendung, um augenblicklichen Leiden zu entgehen, künftige Leiden häufen. Aber sie werden über uns hereinbrechen, je später, desto schlimmer. In diesem Feuer des Leidens wird unser Volk geläutert werden. Dann werden endlich jene edeln und klaren Geister aus der Masse wieder ihre Stimme erheben können, die jetzt von dem elken Gebrüll der Parteien niedergeschrieen sind, und deren ruhige, besonnene Stimme wir schmerzlich entbehren. Diese Edeln unsres Volkes, wie wir so manche im Felde getroffen haben, geben jedem Stande erst seinen Halt und seinen Wert. Wehe dem Stande, wenn seine Besten gegenüber den wild aufgeregten Leidenschaften sich kein Gehör mehr verschaffen können! Sie selbst aber, die edlen Einsamen, müssen wir am tiefsten bedauern, da sie in dem gewohnten Umkreise ihres Lebens keinen Halt mehr für ihr besseres Wollen und ihre klareren Einsichten finden.

Leidenschaft vergeht, Einsicht besteht. Zu der wahren Einsicht unserer Lage werden auch die Massen unseres Volkes erzogen werden durch die natürlichen Folgen, welche sich aus dieser Lage ergeben. Es ist jene Hoffnung, die wir als letztes Ergebnis aus unsern Betrachtungen über die Revolution schöpften. Daß diejenigen, welche zu solcher Einsicht schon früher kommen, nach Möglichkeit für ihre Verbreitung sorgen, versteht sich von selbst. Kommen doch die von dem Geiste Ergriffenen gar nicht anders, als von dem Geiste zeugen.

Die ganze Vergangenheit unseres Volkes tritt schließlich als Zeuge für seine Zukunft ein. Mehr wie einmal stand das deutsche Volk am Rande der Vernichtung, mehr wie einmal schien es tief im Sumpfe der Gemeinheit zu versinken. Noch jedes Mal, wenn es von seinen großen Männern eben zur Höhe des Lebens emporgeführt war, brach ihm sein Dasein unter seinen Händen elend zusammen. Aber noch jedesmal arbeitete es sich mit unverzagtem Fleiße und unermüdlicher Geduld wieder empor, bis Gott ihm wieder die großen Männer sandte, deren es zur Führung bedurfte. Und der bange Zweifel, ob unser zur Zeit so tief gesunkenes Volk noch einmal die Kraft zu solchem Aufstieg finden könne, muß angesichts der jüngst vergangenen, noch nie erhörten Leistungen dieses Volkes verstummen.

Ich kann denen nicht beistimmen, die in der Gegenwart kleine

Anzeichen der Besserung und den guten Willen Einzelner schon jubelnd als Gewähr eines neuen Aufstiegs begrüßen. Solche leichtherzige Vertrauensseligkeit wäre nur geeignet, darüber hinwegzutäuschen, welch furchtbar ernste und schwere Arbeit unser noch harrt, bis es uns gelingt, unser Volk von dem Abgrund zurückzureißen, in den es wie ein Schwindelnder freiwillig sich hinabstürzen möchte. Vielmehr müßten wir, wollten wir nur die Gegenwart beachten, unser Volk als dem Untergange geweiht ansehen. Allein die großen Taten der Vergangenheit verbürgen uns vielleicht eine Zukunft. Der deutsche Geist, vom deutschen Volke selbst so vielfach verachtet und vergeudet, hat der Welt ohne Zweifel noch viel zu sagen. Und die gewaltige, im Kriege bewiesene Kraft zeigt unser Volk trotz allem noch stark genug, der Träger solcher Sendung zu werden.

Fassen wir also Vertrauen, so schwer es uns fällt! Ein Volk, in dem er sich so herrlich offenbart hat, kann Gott nicht zum Untergange bestimmt haben, ehe es sein wahres Wesen zur völligen Darstellung gebracht hat. Fassen wir Vertrauen und glauben trotz allem an eine deutsche Zukunft! —

Viel leichter, scheint mir, läßt sich bestimmen, in welcher Richtung wir diese Zukunft, wenn sie uns beschieden ist, zu suchen haben. Unsere äußere und innere Lage weist sie uns klar.

Der Geist offenbart sich im Sinnlichen. Das Leben eines Volkes, wie es sich in Raum und Zeit darstellt, bringt nur den inneren Gehalt seines Daseins zum Ausdruck. Aus der Lage seines Landes und dem Verlauf seiner Geschichte läßt sich sein Schicksal ablesen.

Die geschlossene Ländermasse Asiens öffnet sich in Europa zum freien Meere. An den Austausch zwischen Land und Meer ist die Bildung des Geistes noch immer geknüpft gewesen. Das hat Europa zur Stätte des Geistes gemacht. Es haftet mit seinen großen östlichen Landflächen eng an dem asiatischen Festland, um sich nach Westen zu reich gegliedert ins Meer zu erstrecken. Deutschland, der Mittelpunkt Europas, ist die eigentliche Stätte jenes Austausches. Durch keine natürliche Grenze ist es von den östlichen Ländern abgetrennt, wie alle übrigen europäischen Völkerschaften. Und binnenländisches Leben ist die natürliche Bestimmung seiner meisten Bewohner. Mit kurzer und verhältnismäßig wenig gegliederter Küste berührt es das Meer, das hier überall durch andere vorgelagerte

Länder von dem Weltmeer getrennt ist. So wiederholt sich die Doppelart Europas in diesem seinem mittelsten Lande. Hier stand die Wiege Europas, hier floß die Quelle seiner Kraft, aus der sich alle seine Länder immer wieder mit neuem Blute erfrischt haben.

Es wiederholt sich das Schicksal Europas in dem Schicksale Deutschlands. Gleichmäßig sah es sich eine Bahn zu Land und zur See eröffnet. Immer wieder hat es in die große Weite des Weltlebens hinausgestrebt, um dann wieder desto tiefer im Binnenlande Wurzeln zu schlagen und Kraft zu gewinnen für neue Taten. Jetzt liegt wieder einmal ein Zeitabschnitt hinter uns, in dem wir Einfluß und Geltung, wie sie uns zukamen, in der Welt erstrebten. Aber es gelang uns nicht, weil wir in der reißenden Entwicklung von Handel und Gewerbe unsre festländischen Wurzeln schon allzusehr gelockert hatten, so daß sie, auf sich allein angewiesen, unser Leben nicht mehr zu erhalten vermochten. Rom nahm den Kampf gegen Karthago erst auf, nachdem es die festländischen Grundlagen seiner Macht völlig gesichert hatte. Die Macht Athens dagegen stand auf einem allzu schmalen festländischen Grunde und brach daher zusammen, als ein ernstlicher Angriff auf diese Grundlage erfolgte. Wir haben das Schicksal Athens gewählt, und daher war uns in dem Kampfe Roms gegen Karthago, den wir zu wiederholen hatten, nicht Roms Schicksal bestimmt.

Wir müssen uns wieder Kräfte saugen aus den natürlichen Wurzeln unseres Wesens. Im Westen und über dem Meere suchten wir unsere höchste Bestimmung; nach Osten zu müssen wir jetzt wieder auf dem festen Lande Wurzel schlagen. Gewiß wollen wir das Meer nicht vergessen, das so große Taten der Deutschen sah. Aber unser nächstes Schicksal muß sich ostwärts und auf dem Lande entscheiden.

Die gleiche Lehre wie unser Land gibt unsere Geschichte. Aus jedem Zusammenbruch seiner Macht hat sich das deutsche Volk gerettet, indem es sich auf den festländischen Grund seines Wesens besann und, was es nach Westen und Süden eingebüßt hatte, im Osten und im Zusammenhang mit seinen östlichen Nachbarn wieder zu gewinnen trachtete. Als die Träume kaiserlicher Weltmacht mit dem Untergang der Hohenstaufen zerrannen, da gesundete unser Volk in der Besiedelung des ostdeutschen Bodens und der

Entwicklung des städtischen Lebens. Auf den Trümmern Deutschlands im dreißigjährigen Kriege erhob sich die brandenburgische Macht, die ihre Wurzeln am tiefsten in das Ostreich gesenkt hatte. Und als Deutschland der Gewalt des Korsen erlag, kam ihm aus seinen östlichsten Landern die Wiedergeburt, und es erstritt sich im Bunde mit Rußland die Freiheit.

Im Osten liegt auch jetzt wieder unsere Zukunft. Vom Meere abgedrängt, auf unsern Handelswegen von eifersüchtigen Weltbewerbern bewacht, woher soll uns nicht neue Kraft, sondern nur die Möglichkeit des nackten Lebens kommen, wenn nicht vom Osten? Noch immer wurde den Volkermassen der Slaven Gesittung und Bildung von den Deutschen gebracht. Sie werden in ihrem jetzigen Zustand der Gärung und des Übergangs diese Hilfe weniger denn je entbehren können. Die ungefüge slavische Welt kann nur durch den deutschen Gedanken feste und bestimmte Gestaltung empfangen. Deutsche und Slaven sind aufeinander angewiesen. Von den westlichen Völkern haben die Slaven höchstens ewige Almosen zu erwarten, die niemals genügen werden, ihrem staatlichen und völkischen Leben die sichere Begründung zu geben, nach der sie zur Zeit streben. Nur der Deutsche kann ihnen solche Hilfe leisten. Besonders die Zukunft Rußlands, von dessen Schicksal nur völlige Verblendung das Schicksal Deutschlands trennen konnte, ist mit festen, durch keine List zu lösende Bande an die Zukunft Deutschlands geknüpft. Deutschland und Rußland gehören über allen Wandel ihrer äußeren Lebensformen hinaus unerschütterlich zu einander. Als das der Ländermasse des Ostens aufgesetzte Haupt ragt Deutschland in die Welt des Westens hinein. In Deutschland liegt für immer das Gehirn der östlichen Welt. Wie Haupt und Körper hängen Deutschland und Rußland aneinander; wer sie trennt, tötet beide.

Gelingt es uns, durch neues Einwurzeln im europäischen Festlande uns neue Säfte zuzuführen, so werden sie unsern abgestorbenen Körper doch niemals zu neuem Leben erwecken, wenn wir unsere inneren Verhältnisse nicht zur Gesundung bringen. Und dies ist nur möglich, wenn wir uns endlich auf unser eigenes Wesen besinnen und nicht mehr dem Fremden nachlaufen, mag es noch so verführerisch locken; wenn wir endlich unser Leben nach den uns

eigentümlichen Werten gestalten und nicht mehr leeren Worten glauben.

Der Zustand der Zerrissenheit, sahen wir früher, wurde überwunden, wenn der Geist sich auf die Werte seines Innern besann und sie in seinem Leben zu einer äußeren Darstellung brachte. Dann war Inneres und Äußeres versöhnt, und eine jener hohen und vollen Zeiten der Geschichte konnte anbrechen. Nur auf diesem Wege werden auch wir uns aus dem Zustand der Schmach und Erniedrigung herausarbeiten können, der uns jetzt befangen hält.

Redet man von Deutschlands inneren Verhältnissen, so ist es kaum zu vermeiden, alsbald auch von Deutschlands Parteien zu reden. Jede von ihnen verkündet ja Ziele, von denen sie mit Bestimmtheit behauptet, daß sie Deutschland allein zum Heile führen könnten. Wir werden noch mit ihnen zu tun haben, wenn wir vom deutschen Staate handeln. Aber jetzt schon wollen wir unsere Überzeugung bekennen, daß von den Parteien und ihrem Streite Deutschland das Heil nicht kommen wird. Die Gründe, aus denen sich diese Überzeugung mit Notwendigkeit erweisen läßt, werden wir später geben. Vorläufig genügt es, uns auf die Erfahrung zu berufen. Ohne Zweifel ist Deutschland, je größer die Macht der Parteien wurde, immer tiefer ins Elend hinabgesunken. Ich glaube nicht, daß es unter uns einen Besonnenen und Rechtschaffenen gibt, der diese Tatsache zu leugnen wagt.

Von den Parteien und ihren Lehren wird Deutschland das Heil nicht kommen, auf keine von ihnen dürfen wir uns einschwören, wollen wir die dem deutschen Wesen wahrhaft eigentümlichen Gedanken entdecken. Jenseits der Parteien liegt Deutschlands Zukunft; so lange unser Volk das nicht begriffen hat, hindert es selbst ihren Anbruch.

Machen wir uns also frei von diesen einseitigen Lehrmeinungen, die uns lange genug den Sinn umnebelt haben! Blicken wir klaren Auges auf das Leben unseres Volkes in Gegenwart und Geschichte. Dann treten uns mit voller Deutlichkeit die echten deutschen Gedanken entgegen. Jeder erblickt sie, der sich nur einmal entschließt, die Parteibrille abzulegen. Ich hebe drei Gedanken heraus.

1. Es sollte selbstverständlich sein, daß Deutschland zu Wert und Würde nur wieder gelangen kann, wenn es seinem eigenen

Wesen nachlebt In Deutschland aber, dem Land der Ausländerei und Nachäffung, ist das niemals selbstverständlich gewesen Wir leben heute wieder in einer Zeit, die an schwindelhafter Nachahmung des Auslandes kaum von irgend einer älteren übertroffen wird Wagt man es doch sogar, uns den Verrat an unserem Selbst und die gehorsame Knechtschaft im Dienste unserer Feinde als unser glücklichstes Los anzupreisen Dem gegenüber bedarf es hier nur der kurzen Erinnerung, daß wir selbstverständlich unser Deutschtum nur bewahren und stärken können, wenn wir erst einmal wagen, wirklich Deutsche zu sein

2. Unser Volk, so lange mit internationalem Wortgeklingel betört, ist sich seines eigenen Wesens viel weniger bewußt als andere Völker Nur in einzelnen Männern ist zu allen Zeiten der deutsche Gedanke zu vollkommener Klarheit durchgebrochen Wie noch immer in seiner Geschichte wird auch diesmal Deutschland nur durch große Männer und Helden zu neuen Höhen emporgeführt werden Nicht bei den Vielen, sondern bei den Wenigen, nicht bei der Masse, sondern bei den Besten liegt Deutschlands Zukunft Nicht die Anbetung der Masse, sondern nur der Glaube an Helden und Heldentum eröffnet uns ihre Tore

3. Diese Großen, Einzelnen haben in Deutschland fast nie wie wohl anderwärts ihren eigenen Vorteil gesucht Sie waren die Größten, weil sie die Selbstlosesten waren Der Grundgedanke alles deutschen Wesens, die sittliche Forderung, war in ihnen zu besonders mächtigem Leben erwacht In ihr ist die Einheit des Einzelnen und des Allgemeinen ausgesprochen Und so trugen jene Männer die Not ihres Volkes als ihren eigenen Willen in ihrer Brust Wirken für ihr Volk, Hingabe ihres Lebens für das Wohl des Ganzen, das war ihnen selbstverständliche Pflicht Der wahre Sozialismus, nicht jene Ausgeburt des Hasses, der wahre, den die edelsten deutschen Geister gedacht haben, spricht nur den von je allem deutschen Leben und Denken eigentümlichen Sinn aus. Arbeit im Dienste des Ganzen Nur auf diesem Gedanken kann sich die deutsche Gesellschaft aufbauen

Bedienen wir uns der Redensarten unserer Parteien, so können wir diese Gedanken in drei Worte zusammenfassen: National statt international, Männer statt Masse, Sozialismus statt Kapitalismus

Gemessen an den Parteizielen, erscheint diese Zusammenstellung widersinnig. Sind doch diese drei Worte Schlachtrufe ganz entgegengesetzter Parteien und dienen dazu, sich wechselweis auf das heftigste zu bekämpfen. Nach dem Nationalen und dem Sozialen nennen sich Parteien, die sich am feindlichsten gegenüberstehen. Der nationale Gedanke wird vielfach mit dem kapitalistischen verquickt, während der Sozialismus seinen Stolz darin sucht, sich zur Internationale zu bekennen. Andrerseits schwört der Sozialismus auf die Masse, während der Kapitalismus sich als den natürlichen Träger der Persönlichkeit ansieht.

Durch die Parteibrille gesehen, verflüchtigt sich diese Zusammenstellung also zu wesenlosem Schein, es scheint ihr überhaupt nichts Wirkliches zugrunde zu liegen. Es ist der Fluch der Partei, daß sie so lange in leeren Worten kramt, bis sie für alles Wirkliche erblindet und nur noch den leeren Schall bloßer Worte vernimmt. In Wahrheit wird jeder, der sich von Vorurteilen frei gemacht hat, zugeben, daß in jenen drei Worten der beste Kern des deutschen Wesens und zugleich die stärksten Bestrebungen der Gegenwart bezeichnet sind. Ich glaube wahrlich nicht, etwas besonders Neues und Eigenartiges damit gesagt zu haben, sondern bin überzeugt, nur in schlichten Worten auszusprechen, was alle Verständigen glauben und wissen.

Der nationale Gedanke, der durch den Krieg, den Frieden und alles, was uns daraus noch entsteht, mit einer Leidenschaftlichkeit wie nie zuvor aufgewühlt ist, kann nicht wieder zum Schweigen kommen, und alle äußeren Hindernisse werden ihn nur stärken. Und in ihm muß der Glaube an die Einheit unseres Volkes in seiner schaffenden Arbeit hindurchbrechen, der Glaube, der die Wahrheit des Sozialismus ist. Diesem Gedanken aber werden wir in unserem Leben nur Geltung verschaffen, wenn wir uns endlich die Führer kiesen, deren wir bedürfen; nicht die bequemsten, sondern die besten, die ihr Recht nicht aus Stimmenfang und Parteischiebungen herleiten, sondern denen die Not ihres Volkes das einzige Gesetz ist.

Was deutsche Weisheit von je als Wahrheit erkannt hat, bricht damit von neuem in dem Leben unsres Volkes hindurch. Dem ausländischen Gedanken, welcher die Selbstsucht als die Wurzel des Einzelnen ansieht, setzen die deutschen Denker den Glauben an die sittliche Persönlichkeit entgegen. Und gegenüber der ausländischen

Auffassung des Volkes als einer bloß äußerlich verbundenen Menge von Einzelnen, gründen sie die völkische und staatliche Gemeinschaft auf die in der schaffenden Arbeit sich offenbarende Einheit des sittlichen Willens.

Der letzte Grund aber, aus dem das deutsche Denken all seine Begriffe herleitet, ist der Gedanke der sittlichen Freiheit. Das geistige Leben bestimmt sich selbsttätig aus sich selbst; nur wo solche Selbsttätigkeit stattfindet, können wir geistiges Leben anerkennen. Jene sittliche Tat, durch welche der Geist sich von dem Zustand der Zerrissenheit losmacht und sich zu einem reineren Leben erhebt, kann nur auf dem Grunde der Freiheit erwachsen. Aus innerer Freiheit nach den ihm selbst einwohnenden Werten sein Dasein zu gestalten, das ist ja der Sinn jenes höchsten Zustandes, den der Geist zu erreichen vermag.

Was sittliche Freiheit für den Einzelnen, das ist staatliche Freiheit für ein Volk. Um die geforderte Übereinstimmung seines Innern und Äußern zustande zu bringen, muß ein Volk vor allem sich selbst und die Äußerungen seines Lebens frei zu bestimmen vermögen. Sklaven haben ihr Recht als Menschen verloren, sie werden als bloße Sache behandelt, in denen der Geist kein eigenes Leben führt. Wir sind zurzeit als Unfreie dem Willen unsrer Feinde preisgegeben. Wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß, so lange diese Unfreiheit währt, eine echte, unserem wahren Wesen entsprechende Gestaltung des Daseins uns überhaupt versagt ist. Es ist Leichtsinn oder Betrug, von Kultur und geistigen Werten zu reden, so lange uns der Boden geraubt ist, auf dem allein Geist sich zu entfalten vermag. Was wir heute in dieser Richtung leisten können, ist alles nur vorläufig und unter Vorbehalt künftiger Freiheit. Ohne Freiheit keine Zukunft.

Wir beabsichtigen, in den folgenden Betrachtungen das Eigentümliche des deutschen Gedankens auf den verschiedenen Lebensgebieten noch klarer aufzuzeigen. All diese Betrachtungen stehen unter jener *einen* Bedingung. Bis dahin können wir uns vielleicht allerlei ausdenken und überlegen, aber ehe dieses Wenn nicht Wirklichkeit wird, sind all solche Überlegungen nicht viel besser als Spiele der Einbildungskraft. Vielleicht sind sie trotzdem nicht ganz ohne Nutzen, damit wir, ist jenes Wenn einmal erfüllt, innerlich

vorbereitet sind auf die Forderungen, die dann an uns gestellt werden, die wir dann selbst an uns stellen müssen. Dies große Wenn! dürfen wir forlan in all unserem Tun und Denken nicht vergessen. Unser ganzes Leben ist forlan nur vorläufig und bedingt. Es gilt nichts mehr an sich selbst, sondern es gilt nur noch etwas im Hinblick auf jenes — Wenn!

7. Von unserer Bildung.

Deutschland brach zusammen, weil der deutsche Geist versagte. Äußere Umstände konnten unsern Niedergang wohl befördern, aber nicht verursachen. Seine eigentliche Ursache müssen wir vielmehr in den Bedingungen unseres geistigen Lebens suchen. Deutlich bewährt sich wieder einmal der Satz, daß nicht äußere Dinge, sondern der Geist der eigentliche Träger der geschichtlichen Entwicklung ist. Und aus dem Geiste allein kann uns eine Erneuerung des deutschen Lebens kommen. Er birgt nicht nur den tiefsten Grund unsres Verfalls, sondern auch die einzige Möglichkeit eines künftigen Aufstiegs.

Darum wollen wir, indem wir uns auf die eigentümlichen Werte des Deutschtums besinnen, zuerst von den Werten sprechen, in denen der Geist unmittelbar sein eigenes Wesen ausdrückt. Die deutsche Bildung bezeichnet diesen innersten Gehalt unseres Daseins, sie ist das innerste Leben in unserm Leben. Die Formen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens bringen nur zu äußerer Gestalt, was in der Bildung als der lebendigen Seele unsres Volkskörpers sich auswirkt. Darum reden wir zuerst von unserer Bildung.

Die Geschichte der deutschen Bildung ist die Tragödie der deutschen Bildung. Die Zwiespältigkeit, Halbheit und Uneinigkeit des deutschen Lebens prägt der Entwicklung der deutschen Bildung ihr Wesen auf. Niemals haben wir einheitlich von Innen heraus unsere Eigenart zur Entfaltung zu bringen vermocht, niemals jene glückliche Einheit des gesamten Daseins erreicht, welche die eigentlichen Höhepunkte der Gesittung bezeichnet.

Nicht aus einer, sondern aus zwei Wurzeln haben wir von frühe an unser geistiges Leben genährt. Die germanischen Völker wurden die Schüler des antiken Geistes. Sie entwickelten nicht, wie dereinst die Griechen, ihr geistiges Leben frei aus sich selbst, sondern empfingen es als ein fertiges Erbgut von dem absterbenden Altertum, in dessen so unendlich viel reichere Lebens-

kreise sie eintraten. Diese Bindung an eine überkommene Lehre war an sich kein Nachteil. Im Gegenteil. Große Erfahrung und tiefe Weisheit, welche die alten Völker sich langsam und in schmerzlichen Kämpfen erringen mußten, fiel den Germanen sofort als Geschenk eines gütigen Schicksals in den Schoß. Ohne Zweifel konnte ihr Weg dadurch in vielem beträchtlich abgekürzt werden. Sie empfingen Kenntnis von einer reichen Mannigfaltigkeit staatlicher und gesellschaftlicher Lebensformen, künstlerischer Gestaltung und wissenschaftlicher Einsicht, sie empfingen sie als Geschenk, ohne daß sie nötig hatten, in langer Arbeit sie sich selbst zu erringen. In dem Bilde dieses überlieferten Lebens sahen sie ihr eigenes Leben; in den Begriffen dieser überlieferten Lehre verstanden sie ihr eigenes Denken. Jede neue Stufe, die sie in ihrer Entwicklung erreichten, ließ sie tiefer das Wesen des Altertums verstehen; und jedes neue Verständnis, das ihnen bis dahin unbekannte Seiten des Altertums erschloß, wirkte anregend auf ihr eigenes Dasein zurück und ließ sie dieses noch reicher entfalten. Es ist nicht zu sagen, wie unendlich viel die germanischen Völker diesem antiken Erbe verdanken. Das Christentum war ein Teil desselben.

Dies ist der eigentliche Sinn jenes Vorgangs, der das neuere Geistesleben wahrhaft begründete, der Übernahme des antiken Geistes durch die Germanen. Der antike Geist entfaltete sich seiner selbst unbewußt, nur seinen natürlichen Antrieben folgend; erst spät am Ende seiner Laufbahn gelangte er zur Klarheit über sich selbst. Dagegen vollzieht sich die Entwicklung des germanischen Geistes von Anfang an als eine ihm selbst bewußte. In dem Spiegel der Antike erblickt der Germane sein eigenes Wesen, er steht ihm frei gegenüber und kann es daher mit vollem Bewußtsein umfangen. Wir haben zu Beginn unserer Betrachtungen den Zustand im Leben des Geistes kennen gelernt, da er sich seiner eigenen Inhalte entäußert, sie sich gegenüberstellt und sie dadurch in ihrer Eigenart zu begreifen vermag; wir haben diesen Zustand als einen notwendigen Durchgangspunkt im Leben des Geistes kennen gelernt, der ihm allein den Zugang zu einem höheren Dasein eröffnet. Der germanische Geist lebt, sobald er sich dem bloßen Naturleben entwindet, alsbald in diesem Zustande der Bewußtheit. In der Antike hat er beständig das Bild seines eigenen Wesens vor sich. Das Bewußtsein

seiner selbst ist daher das Kennzeichen des germanischen Geistes. Selbstbewußtsein, von den antiken Völkern erst spät in vollem Umfange errungen, bestimmt von allem Anfang die germanische Entwicklung.

Aus solchem Gegensatz zieht der Geist oft seine besten Kräfte, Klarheit, Sicherheit und entschlossene Bestimmtheit kommt ihm daher. Aber in diesem Gegensatz liegen auch die Keime zu aller Zerrissenheit, all dem Unfrieden und der inneren Unsicherheit, welche wir das Schicksal des Geistes in jenem zweiten Zustande bedrohen sahen. Sie sind vor andern den Deutschen nicht erspart geblieben.

Schon im Mittelalter tritt dieser Gegensatz in unserer Bildung hervor. Auf der einen Seite ist die Kirche der Träger der antiken Überlieferung; sie leitet sie von Geschlecht zu Geschlecht weiter, in einer wesentlich gedächtnismäßigen Arbeit. Daneben steht die Welt der Laien, welche in der ritterlichen Bildung und Gesittung ihr Vorbild erblicken. Mut, Treue, Ehre sind die Werte, welche hier gelten, von jener bloßen Gelehrsamkeit will man nichts wissen. Mönch und Ritter, die beiden Hauptgestalten des Mittelalters, kennen einander kaum und achten einander wenig. Sie vertreten, jeder in voller Einseitigkeit, die beiden Bestandteile deutscher Bildung, die antike gelehrtenhafte Überlieferung und den germanischen Heldensinn. Ob beide Mächte sich finden würden, davon hing die Zukunft des deutschen Geistes ab. Die wiederholten Versuche, eine solche Einheit herzustellen, sind seine Geschichte.

Zweimal wurde ein solcher Versuch unternommen, beide Male ist er mißlungen oder führte doch nicht zu einer dauerhaften Lösung. Der erste Versuch ist bezeichnet durch das Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Der Humanist lebte in der ritterlichen Überlieferung. Er wollte kein Stubengelehrter sein, sondern in die Wirklichkeit des Lebens hinausgreifen. Der glühende Ehrgeiz und die Streitlust, die ihn beseelten, wie die gewählte Zierlichkeit seiner Schriftwerke lassen ihn als einen Nachfahren der Ritter und ihrer Dichtung erkennen. Aber zugleich setzte er die Gelehrsamkeit des Mittelalters fort, in dem Altertum sah er das höchste Ziel seiner Wünsche verwirklicht, dessen Kenntnis der Gegenwart zu vermitteln, war der Sinn seiner Arbeit. Aber diese Kenntnis sollte eine lebendige sein, dem Leben entsprungen, auf das Leben wirkend. Nicht als

totes Wissen, sondern als lebendige Macht sollte das Altertum in die Gegenwart eingeführt werden.

Gleichzeitig versucht die Reformation eine Erneuerung des Christentums, indem sie das überlieferte Lehrgebäude mit dem warmen Blute lebendiger germanischer Frömmigkeit erfüllt, wie sie besonders in der Mystik hervorgetreten war. Auch die Religion sollte aus den Fesseln bloßer Gelehrsamkeit befreit und als lebendiges Glied dem Dasein des deutschen Volkes eingefügt werden. Die Innerlichkeit der deutschen Seele forderte gegenüber dem äußeren Lehrbegriff der Überlieferung ihr Recht.

Der Humanismus hat in Deutschland nur im Bunde mit der Reformation eine tiefere Wirkung auszuüben vermocht. In den romanischen Ländern, die völkisch dem alten Römertum näher standen, konnte es ihm gelingen, selbständig eine nationale Bildung hervorzurufen, welche als eine Erneuerung des Altertums und doch zugleich als der wahrste Ausdruck des eigenen Wesens erschien. Höchstens verband sich der Humanist hier dem Jesuiten, in dessen Wesen sich gleichfalls die beiden Gestalten des Mittelalters, Mönch und Ritter, eigentümlich mischten. So gelang hier verhältnismäßig schnell eine Aussöhnung der widerstreitenden Mächte, die vielleicht weniger tief haftete, aber der Sinnesart der Völker gänzlich entsprach.

Die Deutschen machten sich ihre Arbeit schwerer. Sie stiegen hinab bis zum letzten Grunde des religiösen Erlebens, erst in solcher Tiefe glaubten sie einen festen Boden für den Bau ihres Daseins zu finden. Und sie gingen zurück bis auf die Griechen, weil sie, durch keine Verwandtschaft des Blutes mit einem der antiken Völker verbunden, nur in den Griechen ihre Geistesverwandten erblickten. Denn unter allen Völkern unseres Bildungskreises hatte das Schicksal nur den Griechen und Deutschen die schöpferische Ursprünglichkeit des Geistes verliehen. Aus all diesen Kräften eine eigentümliche deutsche Bildung zu gestalten, zu diesem Werke hatten sich Reformation und Humanismus verbündet. Sie fanden, da das verfallende Kaisertum sich ihnen versagte, an der Macht der Landesherren und dem reich erblühten Städtewesen eine äußere Stütze, die wohl stark genug gewesen wäre, Deutschland zu einer reichen und tiefen Gesittung zu führen.

Aber dies hohe Ziel, schon erblickt und fast ergriffen, wurde wieder fahren gelassen, die schon gesammelten Bildungsschätze ver-

schleudert und in den Staub getreten! Wie war das möglich? Was die Stärke der Deutschen hätte sein sollen, wurde zu ihrer erbärmlichsten Schwäche. Dem Deutschen galt jeder Wert nur als gesichert, wenn er ihn vor dem tiefsten Grunde seines Gewissens rechtfertigen konnte; er vermochte sich daher mit den oberflächlichen Lösungen der Westländer nicht zufrieden zu geben. Aber darum forderte er nun auch, daß alle Inhalte seines Lebens mit diesem letzten Grunde in vollkommener Übereinstimmung ständen. Widersprüche vertrug er hier nicht. Und er konnte in Einzelheiten und Nebensachen die ganze Kraft seiner Seele legen, um sie zu solcher Übereinstimmung zu bringen. Dabei geht der Blick für das Ganze nur allzu leicht verloren. Rechthaberei und Streitsucht entzündet sich über Kleinigkeiten und vergißt das Große, das auf dem Spiele steht. So ist es heute, so war es von je! Wie hätte diese verhängnisvolle Eigenschaft nicht hervorbrechen sollen, als die religiöse Reformation die deutsche Seele in ihren letzten Tiefen aufgerührt hatte!

Auf dem Boden der Reformation, der so edle Frucht hätte tragen können, erwuchs eine entsetzliche Zänkerei. Keiner wollte von dem, was er als Wahrheit erkannt zu haben glaubte, nur im geringsten weichen und gab rücksichtslos das große Ganze preis, nur um seinen Eigensinn zu behaupten. Die große religiöse Bewegung artete rasch in Theologengezänk aus, dessen Inhalt weiteren Kreisen des Volkes vollkommen verschlossen bleiben mußte. Im solchem Streit braucht man feste Begriffe und klare Formeln. Der mächtige religiöse Lebensstrom wird darum nur allzu rasch wieder in ein äußerliches, von fremdartiger Gelehrsamkeit erbautes Bett zurückgezwungen. Das selbständige Denken der Deutschen war noch längst nicht genügend entwickelt, um die Aufgabe, den neuen Glaubensinhalten ein neues begriffliches Gewand zu weben, leisten zu können. Und so griff man einfach zu dem eben abgelegten Kleide mittelalterlicher Theologengelehrsamkeit zurück und schuf eine protestantische Scholastik, die vielleicht in einigen Inhalten, aber keinesfalls ihrem Wesen und ihrem Verfahren nach sich von der mittelalterlichen unterschied und der wirklichen Welt mindestens ebenso fremd gegenüberstand wie diese. Treu seinem mit der Reformation geschlossenen Bunde verknöcherte gleichzeitig der Humanismus.

Der Versuch, eine eigentümliche deutsche Bildung zu schaffen, war gescheitert. Schlimmer noch war es, daß bei dem Mangel einer

einheitlichen Staatsgewalt Fürsten und Städte in den Zank der Theologen hineingezogen wurden und den Kampf der Geister mit den Waffen in der Hand zur Entscheidung bringen wollten. Das hat Deutschland für hundert Jahre zu dem großen Schlachtfelde gemacht, auf dem schließlich, von Deutschen gegen Deutsche zu Hilfe gerufen, die Heere von ganz Europa sich tummelten. Als endlich Friede wurde, war Deutschland, halb eine Wüste, in Armut und Elend jedes inneren und äußeren Haltes beraubt.

Es kam die schlimmste Zeit deutscher Bildung. Denn während Deutschland sich im Bruderkriege zerfleischte, hatten die westlichen Völker ein kraftvolles staatliches Leben entwickelt. Zumal Frankreich und England hatten unter Führung ihres Königtums Staaten gebildet, die in ihrer festen Geschlossenheit einem reichen geistigen Leben die Grundlage boten. Mochten die religiösen Gegensätze auch in England noch während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts innere Zwiste hervorrufen, so machten die Engländer, so viel politisch begabter als die Deutschen, solchen Streit im eigenen Hause ab und retteten dadurch ihren Staat durch alle Stürme hindurch, statt ihn wie die Deutschen den Fremden auszuliefern. So konnten diese Kämpfe die volle Entfaltung des geistigen Lebens nur aufschieben, aber nicht verhindern. Während im siebzehnten Jahrhundert Frankreich die unbestrittene Vorherrschaft im Reiche des Geistes hat, geht diese mit dem Beginn des folgenden an England über.

Was hätte Deutschland, das arme Deutschland, das elend zerschlagen am Boden lag, dieser übermächtigen Bildung entgegenstellen sollen? Humanistische und theologische Gelehrsamkeit waren in dem Gezänk der Parteien erstarrt. Die führenden Kreise des Volkes, zumal der Adel, dessen natürliche Berater ein Jahrhundert zuvor Theologen und Humanisten gewesen waren, blickten jetzt mit Verachtung auf die armen Pfarrer und Schulmeister, die einen dürftigen, vom vielen Aufbrühen schal gewordenen Rest der alten Weisheit in die Zukunft zu retten suchten. Der alte große religiöse Gedanke von der Freiheit der Seele in Gott lebte nur in der gedrückten Gestalt des Pietismus fort, dessen verzagtes Sündengefühl die ganze Ärmlichkeit der damaligen deutschen Zustände spiegelt.

Die führenden Kreise wollten davon nichts mehr wissen. Sie sahen in der höfischen Bildung, wie sie die französische Gesellschaft Ludwigs XIV. deutschen Augen so verführerisch darstellte, ihr allein

bewundertes Vorbild. Die Galanterie, dies Zerrbild des alten Ritterwesens, war das Ziel, dem der Adel und in seinem Gefolge die oberen Kreise des Bürgertums zustrebten. Ihre Sprache war französisch. Es kam die Zeit, da Fürst und Volk einander nicht mehr verstanden.

Die alte Hecke, die schon im Mittelalter den Mann des gelehrten und den des öffentlichen Lebens voneinander geschieden hatte, war wieder emporgewuchert. Aber wenn damals nur der Gelehrte sich einer Sprache bediente, die das Volk nicht verstand, so waren sie jetzt beide ihrem Volkstum untreu geworden. Und wenn der Mönch des Mittelalters sich immerhin rühmen konnte, durch seine fremde Sprache die höchste Geistesmacht, welche die Welt noch gesehen, der Gegenwart zu bewahren und zurückzugewinnen, so liefen jetzt Gelehrter wie Fürst Zielen nach, die beide mit den Bedürfnissen des deutschen Geistes nicht das mindeste zu tun hatten. Die öde theologische Scholastik wie die alberne höfische Ziererei waren beide dem deutschen Wesen so fremd als möglich. Aus der letzten Tiefe seiner Seele hatte der wahre Deutsche noch immer den Gehalt seines Lebens geschöpft. Hier sah er sich in leere, ihres Gehaltes beraubte Formen verstrickt. Schlimmer konnte er seinem Wesen nicht entfremdet werden.

Nur einzelne Männer haben in der Zeit dieser tiefsten Schmach den Glauben an die Sendung des deutschen Geistes nicht verloren. Sie erkannten sogar unter solchen Umständen seine Bestimmung, die Gegensätze, welche die Welt zerreißen, in einer höheren Einheit zu versöhnen. Sie erkannten die dem Deutschen gestellte Aufgabe, sein Wesen in einer das ganze Volk durchdringenden, eigentümlichen Geistesbildung darzustellen. Wie einsame Seher wandeln sie, ein Comenius, ein Leibniz, durch ihre Zeit. Und ein grausames Schicksal hat die Zeit ihnen bereitet. Unverstanden und vielfach verhöhnt mußten sie durchs Leben gehen, oft an ihrer unwürdige Aufgaben gefesselt; statt ihr Werk in Ruhe und Kraft zu vollenden, sahen sie sich von Land zu Land gejagt und konnten nirgends zu dauernder Befriedigung gelangen. Während die großen Söhne der Westvölker, getragen von der bewundernden Liebe ihres ganzen Zeitalters, ihre Aufgabe erfüllen konnten, mußten die deutschen Denker ihr Werk zerrissen und stückweis vollendet zurücklassen, ein jammervoller Haufen halb zubehauener Steine verglichen mit dem edeln Bauriß, den sie im Kopfe trugen. Ihr Leben und Wirken

ist ein besonders erschütternder Auftritt in der Tragödie der deutschen Bildung. —

Langsam vernarbten die Wunden des großen Krieges. Das Bürgertum kam allmählich wieder zu einigem Wohlstand und vermochte wieder in den europäischen Handelsverkehr einzutreten. Sein Selbstbewußtsein steigerte sich. Da genügte es ihm nicht mehr, die Sitten höfischer Galanterie nachzuäffen. Es wollte auf eigenen Füßen stehen und sich seine eigene Sitte geben. Freilich die deutschen Gedanken, zu denen sich einst seine alten stolzen Vorfahren im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert bekannt hatten, waren auch in diesen Kreisen längst vergessen. Aus eigenem Besitz vermochte man seine Bildung noch weniger zu bestreiten. Die Luft der Handelsstädte, in denen die neue bürgerliche Bildung vor allem gedieh, war dem echten deutschen Wesen an sich nicht günstig, um so günstiger aber dem Einfluß der Fremde. Und so erliegt auch das Bürgertum in dem Augenblick, da es sich zu einem selbständigen Geistesleben zu erheben sucht, wehrlos der übermächtigen Gesittung des Auslandes. Nur sieht man hier nicht in Frankreich sein Vorbild, sondern in England, das sich soeben am Ausgang des Jahrhunderts zu der ihm erreichbaren geistigen Höhe aufschwingt, und in den Richtungen des französischen Geistes, die ihrerseits auf englischen Einfluß zurückgehen. England, die Vormacht des Handels, schon damals im Geruch besonderer bürgerlicher Freiheiten, wurde dem deutschen Bürgertum, was das Frankreich Ludwigs XIV. dem deutschen Adel gewesen war.

Diese englisch-französische Geisteswelt aber, die sich damals unter dem Namen der Aufklärung über ganz Europa verbreitete, war den deutschen Gedanken so fremd als möglich. Handel und Geldwirtschaft waren der Boden, auf dem sie gewachsen. Jene innere Trennung des Daseins, die wir als den Zustand des Geistes in seinem zweiten Lebensabschnitt kennen lernten, und deren schärfster Ausdruck die Beziehung aller Werte auf das Geld ist, prägt sich in ihr mit besonderer Deutlichkeit aus. Die Verschmelzung des neueren mit dem aus dem Altertum überlieferten Geiste war hier rascher und für den Umkreis des Daseins, den man überhaupt in Frage zog, vollständiger vollzogen. Eine vergleichsweise glückliche Entwicklung des Staates hatte dem Leben einen festen Halt gegeben, aber auch den Sinn von den Tiefen und Abgründen des Geistes weggezogen, in

die nur der Unglückliche niedertaucht. So war eine Weltansicht zustande gekommen, die an der Oberfläche haftend, in der Hauptsache nur das äußere Leben beachtet und ihm Werte und Begriffe auch zur Beurteilung des innern entnimmt. Dadurch entsteht der eigentümliche Widersinn, daß diese Weltansicht, welche die Zerrissenheit des Geistes zum stärksten Ausdruck bringt, selbst von dieser Zerrissenheit nicht das geringste weiß, sondern in dem glücklichen Wahne lebt, alle Fragen ein für allemal gelöst zu haben.

Der Anfang dieser Weisheit ist das mehr oder weniger klar ausgesprochene Bekenntnis, daß das Äußere die allein wahre Wirklichkeit sei, das Äußere in seinem einmaligen und verschwindenden Dasein. Die Erfahrung, welche dies Einzelne auffaßt und verbindet, gilt als die einzige Quelle der Erkenntnis, der Begriff hat keine andere Aufgabe, als das Einzelne zu ordnen und das ihm Gemeinsame in einer von der Wirklichkeit abgezogenen Sprache auszusprechen. Wirklich ist nur das Einzelne, das gilt auch für sittliches und staatliches Leben. Auch hier soll jedes Ganze nur eine nachträgliche Zusammenfügung von Einzelnen sein und seinen Maßstab daher nur an Wunsch und Nutzen dieser Einzelnen besitzen.

Der deutsche Gedanke ruhte von je auf dem Glauben an die unmittelbare Einheit von Geist und Wirklichkeit, Allgemeinem und Besonderem. Auch in dem Äußeren offenbart sich der Anschauung ein geistiger Gehalt, ohne daß dieser ihm äußerlich durch den abgezogenen Verstand aufgezwungen werden mußte. Ein Geist lebt in dem Einzelnen und der Gemeinschaft, er ist innerlich auf sie hingewiesen, wie sie nur zur äußeren Darstellung bringt, was als tiefster Antrieb in seinem Innern lebt. Hier besteht jene Zerrissenheit nicht, oder sie ist doch überwunden, denn der Geist ist mit der Wirklichkeit versöhnt. Dieser deutsche Gedanke ist in völliger Übereinstimmung mit den klarsten Einsichten griechischer Weisheit, das platonisch-aristotelische Denken lebt in ihm fort. Zugleich aber spricht er nur aus, was man längst als die beseelende und erhaltende Kraft des germanischen Lebens erkannt hat. Der Begriff der Treue, auf dem das Germanentum ruht, besagt dasselbe. Treue gegen die Wirklichkeit, nicht als einer fremden und bloß äußerlichen, sondern als einer vom Geiste erleuchteten, Treue gegen die Gemeinschaft, weil eins mit ihrem Willen, das ist der Sinn deutscher Weltanschauung.

In der Aufklärung ist diese Treue gebrochen. Die Westvölker sind abtrünnig von dieser germanischen Kraft. Gewiß blieb solche Richtung auch bei ihnen nicht ohne Widerspruch. Zumal in England hat sie sich nur gegen den heftigen Widerspruch seiner edelsten Geister durchsetzen können. Aber die allgemeine Entwicklung in Denken und Leben bestimmte sie eben doch.

Es war ein neuer Akt in der Tragödie unserer Bildung, als das deutsche Bürgertum dieser völlig undeutschen Denkweise erlag. Es hatte ihr in dem Elend des deutschen Geisteslebens nichts entgegenzusetzen. Der Adel, der einseitig höfischen Bildung müde, schloß sich bald dem Bürgertum an. Auch hier schien eine glückliche Einheit des geistigen Lebens erreicht, freilich nur unter Preisgabe aller echten deutschen Gedanken.

Dieses scheinhafte Glück sollte glücklicherweise nicht dauern. Sobald Deutschland sich wieder zu größerem Wohlstand und größerer Selbständigkeit erhob, regte sich auch das deutsche Fühlen und Denken wieder. Die Kraft des deutschen Lebens lag seit dem Niedergang des Kaisertums in den einzelnen Ländern und dem Landesfürstentum. Unter ihnen hatte sich die brandenburgisch-preußische Macht gerade zur Zeit des tiefsten Elends kräftig entfaltet. Sachsen mußte an sie seine Vormachtstellung in Norddeutschland abgeben; sie trat bald als eine beinahe gleichberechtigte Macht neben Österreich. Gewiß entsprach die Staatsform dieser Länder, die unumschränkte Herrschaft des Fürsten, wenig dem deutschen Geiste, sondern vielmehr dem der Aufklärung, demzufolge der Einzelne möglichst wenig mit dem Staate zu tun zu haben wünschte. Aber zumal in Brandenburg-Preußen war unter dem Einfluß einer an kriegerischen Ehren reichen Geschichte in Heer und Beamtentum ein Geist großgezogen, der zu den besten deutschen Überlieferungen stimmte. Unbedingtes Pflichtbewußtsein, Ehrgefühl und Treue zum Landesherren ließen hier die aufklärerische Rechnung nicht gelten, welche den Staat nur nach dem Nutzen für den Einzelnen wertet.

Welchen Einfluß der Staat Friedrichs des Großen auf die Entwicklung des deutschen Selbstgefühls hatte, ist bekannt. Mitten in den Gefilden der Aufklärung erwuchs plötzlich diese ihr so ganz fremde Pflanze. In gebundener und ungebundener Rede wird laut und begeistert deutsche Art und Sitte, deutsches Heldentum, deutsche Kunst und deutsche Weisheit gepriesen. Neue Anregungen von dem

echten Geiste des Altertums kommen hinzu, das Griechentum wird eigentlich erst jetzt entdeckt, und der deutsche Geist vollzieht seine Vermählung mit dem platonisch-aristotelischen, zu der er seit langem vorbestimmt schien. In der Musik vorbereitet, dann in Philosophie und Dichtung völlig entfaltet, reift der deutsche Geist jetzt zu seiner höchsten Blüte heran. Der Gedanke der sittlichen Freiheit und der Offenbarung des Geistes in allem Wirklichen ist der Boden, aus dem sie ihre Nahrung zieht.

Schlank und frei erhebt sich diese Blüte des Geistes aus den Niederungen der Aufklärung und aus dem elenden Zustand, in dem das öffentliche Leben Deutschlands trotz allem nach wie vor verharrte. Kein Wunder, daß sie die Spuren dieser ungünstigen Umgebung trotz aller Schönheit an sich trägt. Es war nicht nur dies, daß der neue Geist in der Hauptsache doch nur von einzelnen Männern und einzelnen Kreisen getragen wurde, während die Masse an dem alten aufklärerischen Denken haften blieb. Es war nicht nur dies, daß auch die führenden Kreise Deutschlands, einzelne desto rühmlichere Ausnahmen abgerechnet, sich der neuen Bewegung vielfach verschlossen und sie wohl gar mit Mißtrauen verfolgten. Friedrich der Große als Freund Voltaires: das für immer bezeichnende Beispiel jener unseligen Entfremdung des deutschen Lebens in sich selbst. Die Hauptsache war doch, daß dem Geiste überhaupt das große öffentliche Leben fehlte, das ihn in Frankreich und England zur Höhe getragen hatte, und in dessen Anschauung auch der deutsche Geist für so manche Frage seines Daseins erst eine wahre Lösung gefunden hätte. Sie mußte er sich jetzt notdürftig aus fremden Anregungen und eigenen bloßen Begriffen zusammensuchen. Insbesondere hat das Nachdenken über staatliche Fragen unter dieser Blutleere des deutschen Lebens zu leiden gehabt. Ohne Zweifel stehen die politischen Einsichten der großen deutschen Denker nicht immer auf der Höhe ihrer sonstigen Leistungen.

Äußerlich kommt der Mangel jener Zeit darin zum Ausdruck, daß die bildende Kunst, mehr als die andern von der Gunst der Öffentlichkeit abhängig, nicht zugleich aufblühte, sondern ihre höchste Entfaltung erst allmählich im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts nachholte. Der sicherste Zeuge einer geschlossenen, die Gesamtheit eines Volkes durchdringenden Bildung, ein eigentümlicher Baustil, fehlt überhaupt vollkommen.

Die Fremdherrschaft, welche den deutschen Geist so lange vergewaltigt hatte, mußte erst auch noch äußere Wirklichkeit werden, ehe die Deutschen sich aus der Gleichgültigkeit gegen ihr eigenes Wesen aufrafften und auf ihren eigentümlichen Wert besannen. Die napoleonische Zeit leistete diese Erziehung wenigstens an dem besseren Teile des deutschen Volkes. In den großen preußischen Reformen erkannten Staatsmänner und Denker die Verwandtschaft ihrer Ziele, das Denken ergriff die großen Fragen des Staates und der Gesittung, die Staatskunst suchte zu verwirklichen, was das Denken erkannt hatte. Und beide wußten sich eins in dem Bekenntnis zum deutschen Geiste. Die Flamme der Begeisterung schmolz in den Freiheitskriegen alle Glieder des Volkes zur Einheit zusammen. Die Lauen und Mißvergnügten, die heimlichen und offenen Verräter kamen nicht mehr zu Worte. Als ein hohes Bild dessen, was deutsches Wesen vermochte, sollte diese Zeit den kommenden Geschlechtern vor Augen stehen. Wiederum, zum zweiten Male, hatten deutscher Geist und deutsches Volk einander gefunden.

Aber wiederum dauerte die Einigkeit nicht lange. Ja manches Zeugnis aus jenen großen Tagen belehrt uns darüber, daß sogar damals der enge ängstliche Sinn und selbst die Liebe zum Fremden keineswegs überall erstorben waren, sondern im stillen weiter ihr Wesen trieben. Der Friede brachte die erhoffte staatliche Einheit des Volkes nicht. Auf allen Seiten war man enttäuscht. Da brach alsbald wieder auseinander, was eben, und wie es schien auf immer, verbunden war. Es erfolgte ein furchtbarer Absturz des deutschen Geistes; sein eben erst gespartes kostbares Erbe wurde wieder verachtet, verschleudert. Niemals vielleicht hat sich der Undank der Deutschen gegen ihr eigenes Wesen so schmählich gezeigt. Die verhängnisvolle Rolle, welche diese Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen in unserer Geistesgeschichte spielen, ist längst noch nicht genügend erkannt. Es ist der entscheidende Umschwung in der Tragödie der deutschen Bildung.

Die alten Gegensätze brachen wieder hervor, flache Aufklärung und engherziger Glaubenseifer. Die Aufklärung überlebte die Blüte des deutschen Geistes und fand in der jetzt rasch sich entwickelnden Geldwirtschaft einen mächtigen Bundesgenossen. Sie verlachte den Tiefsinn des deutschen Gedankens und ließ nichts gelten, als was, in billige Münze umgewechselt, in die Massen getragen werden

konnte. Die Hüter von Staat und Gesellschaft erkannten wohl die Gefahren, welche dem Bestehenden aus solcher Geistesrichtung erwachsen mußten. Aber sie wagten nicht, zu seinem Schutze den hohen Geist der Vergangenheit anzurufen, der deutsches Wesen tief und klar gerechtfertigt hatte, sondern verschanzten sich hinter einer engen Rechtgläubigkeit, die ganz im Gegensatze zu dem wahren Sinne christlicher Religion zu dem Geiste kein Vertrauen zu fassen vermochte. So war der deutsche Geist von beiden Seiten verraten. Die Träger des inneren und äußeren deutschen Lebens, Wissenschaft und Gelehrsamkeit auf der einen, Heer und Beamtentum auf der anderen, verstanden einander nicht mehr. Die Furcht aber vor hohen, über die bloße Erfahrung und das gewöhnliche Herkommen hinausgehenden Gedanken war ihnen beiden gemeinsam. So schlossen sie sich selber aus den Bezirken aus, in denen der deutsche Geist sein Leben führte.

Trotzdem hielten natürlich starke Kräfte den Zusammenhang mit der Vergangenheit aufrecht. Die deutsche Schule, ein Kind jener Blütezeit, bewahrte deren Geist, wenn auch mannigfach von der Gegenwart angefochten, den jungen Geschlechtern. Und die Träger des staatlichen Lebens setzten in der strengen Einfachheit und unbestechlichen Lauterkeit ihrer Sitten die besten Überlieferungen des Preußentums fort. Sobald der deutsche Gedanke nur wieder geweckt wurde, mußten ihm aus diesen Kreisen die besten Hilfskräfte zuströmen. Das Streben des deutschen Volkes nach Einheit und staatlicher Geltung erinnerte immer von neuem, und am lautesten in den Kriegen, die unser Volk darum führen mußte, an die große Vergangenheit. Auf dieser Linie drängt sich während dieser Zeit fast alles zusammen, was im Namen des deutschen Geistes geleistet wurde. Nur hier fanden, wenigstens vorübergehend, Geist und Wirklichkeit einander wieder ganz. Als das Reich, von Bismarcks Meisterhand geschaffen, erstand, mochten manche den Anbruch eines großen Zeitalters deutscher Gesittung erhoffen.

Sie sollten grausam enttäuscht werden. Auf dem Boden der neuen Machtstellung des Reichs entwickelte sich die Geldwirtschaft erst zu ihrer vollen Höhe, und mit ihr schwoll der Geist der Aufklärung zu einer früher nie geahnten, furchtbaren Stärke an. Die Ideen des Geistes wurden verhöhnt, nur die Erfahrung sollte gelten und der Stoff erschien als die einzige Wirklichkeit. Häßliche Selbstsucht, der natürliche Sproß solchen Sinnes, tat sich in allen Kreisen

hervor. Schule und Staat, früher die kräftigsten Träger des alten Geistes, wurden jetzt auch von diesem neuen Sinne angefressen. Die Wissenschaft ergab sich mehr und mehr einem engen Fachbetrieb, in dem sie sich ängstlich von den großen Fragen des Lebens fernhielt. Rühmliche Ausnahmen konnten daran nichts ändern. Heer und Beamtentum, im ganzen noch stolz auf ihre Vergangenheit und bemüht, ihrer würdig zu bleiben, zeigten doch auch Erscheinungen, wie sie ein langer und reicher Friede mit sich bringt. Von Strebertum und Genußsucht wußte man sich manchen häßlichen Zug zu erzählen. Vor allem ließen sich die Arbeiter völlig von den Locktönen einer undeutschen Lehre einfangen, die ihnen den Erwerb sinnlicher Genüsse als höchstes, erstrebenswertestes Ziel vorgaukelte.

Aber in seinem Kern war das deutsche Volk gesund geblieben, und die große Vergangenheit, wenn auch manchmal mißachtet, war noch unter ihm lebendig. Das bewiesen die Augusttage 1914. Im Anblick des Todes erwachte alles Große des deutschen Geistes wieder zu vollem Leben. Das deutsche Volk wurde sich wieder seiner Einheit bewußt, und die großen Gedanken des deutschen Idealismus klangen wieder lebendig in das Wirken der Gegenwart hinein. Aus den Ideen unserer Denker und aus den Taten unserer Geschichte schöpfte die Jugend ihre beste Kraft, als sie bereit war zum Opfer fürs Vaterland.

Je höher der Aufschwung war, desto furchtbarer der Absturz! Wir wiederholen nicht, was in früheren Betrachtungen dargelegt ist. Der Geist der Selbstsucht und Sinnlichkeit hat den Heldengeist und den Glauben an das Große vernichtet. Der Zweifel an sich selbst, den wir soeben durch die ganze Geschichte des deutschen Geistes verfolgten, hat wiederum sein Werk von Innen heraus zerstört. Wir stehen heute vor den Trümmern des deutschen Lebensbaues und sehen manche geschäftig, die letzten Mauern, die noch mühsam zusammenhalten, völlig auseinander zu reißen. Das Erbe des deutschen Geistes scheint für immer vernichtet. Die tragische Katastrophe ist eingetreten. —

Ist das Spiel zu Ende? Oder wird uns das Schicksal noch einmal in neuen Rollen und neuen Stücken auftreten lassen? Wir wissen es nicht und sehen noch trotz aller wohlgemeinten Bemühungen nicht viel Hoffnung. Und von manchen dieser Bemühungen soll es sich erst noch zeigen, ob sie unserer Bildung nicht mehr schaden, als

nützen werden. Aber eins ist gewiß. Wenn wir in unserer gegenwärtigen Lage nicht alle unsere geistigen Kräfte mit größter Entschlossenheit und größtem Nachdruck zusammenraffen, so hat das Deutschtum als eine eigentümliche geistige Bildung in der Welt ausgespielt. Es wird ja auch dann noch Deutsche geben und sie werden die deutsche Sprache gebrauchen; aber denken werden sie nicht mehr deutsch.

Die schönsten Worte von den Gütern des deutschen Geistes werden das nicht verhindern. Worte können uns überhaupt nicht helfen. Es bedarf der Tat, der unbedingten, ihres Zieles gewissen und durch nichts von ihrem Wege abzulenkenden Tat. Jeder Einzelne, an den das Bewußtsein deutscher Geisteswerte gelangt ist, muß entschlossen allem Fremden und äußerlich Angenommenen den Abschied geben und sich ganz erfüllen lassen von dem, was er als Deutscher als seinen eigensten Besitz erkennt. Aller Leichtfertigkeit und bloßen Zerstreuung muß er den Abschied geben und Ernst machen mit dem Leben im deutschen Geiste. Er muß wieder einwurzeln in den Schöpfungen des deutschen Geistes und in der Geschichte von seinen Taten. Wie wenige leben heute wirklich in dieser Welt, so daß sie sagen können, sie sind in ihr heimisch! Wer solche deutsche Bildung in sich Leben gewinnen läßt, der wird und muß auch in seiner Umgebung für sie wirken. Seine Kinder wird er in ihrem Geiste erziehen, durch Lehre und Beispiel wird er auf sie hinweisen, wo immer es ihm sein Beruf und seine Stellung möglich macht.

Nur durch solche Arbeit an uns selbst und in unserem Kreise werden wir den völligen Untergang des deutschen Geistes verhindern können. Es bedarf dazu der größten Anspannung des Willens, und mit weniger, als dem Einsatz des ganzen Lebens, ist nichts geleistet. Der Geist fordert seine Diener ganz. Man kann ihm nicht mit halbem Herzen und mit halbem Wollen dienen. Am meisten verschmäht er die bloßen Worte. Nur durch solche Tat, eine Tat der höchsten Entschlossenheit, können wir uns vielleicht wert machen, daß der Geist, welcher die Geschicke der Völker lenkt, uns Deutsche noch einmal zu einer würdigen Rolle aufruft. Jedenfalls ist es das einzige Mittel, uns dafür vorzubereiten.

Und was ist „deutsche Bildung"? Welches sind die Werte, die wir als unsere eigensten erkennen dürfen? Die Geschichte unserer

Bildung kann es uns lehren. Ihre Tragik ist darin begründet, daß der Geist, wie er sich in sich selbst und wie er sich in der Wirklichkeit gestaltete, sich selbst nicht mehr verstand. Derselbe Geist, derselben Wurzel deutschen Wesens entwachsen, entfremdete sich mit sich selbst, wurde sich selber feind und erkannte sich in dem andern nicht wieder. Jene zwei einander fremden Gestalten des Mittelalters, Mönch und Ritter, trieben spukhaft ihr Wesen in unserer ganzen Geschichte. Unser geistiges Leben hatte meist etwas Mönchisches an sich, und die uns beherrschten und verwalteten, hatten oft allzu viel von dem ritterlichen Hochmut geerbt, der geistige Bildung als überflüssigen Gelehrtenkram ansah. Als neuester, gefährlichster Gegensatz ist hinzugekommen, daß auch das empfängliche Volk, aus dessen unberührtem Boden sich deutscher Geist sonst stets erneuern konnte, in der furchtbaren Verbildung unserer Arbeiterschaft gegenwärtig dem Deutschtum mehr als alle anderen Stände entfremdet ist.

Darum vermochte unser staatliches und gesellschaftliches Leben niemals so tief seine Wurzeln in das fruchtbare Erdreich des allgemeinen Geisteslebens zu treiben, und wenn es einzelnen Männern gelungen war, ihm eine große und herrliche Gestalt zu geben, so verdorrte es rasch wieder in sich selbst, weil ihm der Boden fehlte, aus dem es allein seine dauernde Nahrung hätte ziehen können. Und unserer Geistesbildung haftete leicht etwas Weltfremdes an; sie erscheint wie eine wundervolle, im Gewächshaus gezogene Pflanze Aber den Sturm des öffentlichen Lebens verträgt sie schwer.

Nur selten und dann nur für kurze Zeit haben beide Mächte einander gefunden. Aber es waren die größten Zeiten der Deutschen. Die großen Taten in Geist und Geschichte sind ihrer Vereinigung entsprungen.

Wollen wir heute, da die deutsche Bildung vielleicht mehr gefährdet ist, als je zuvor, sie retten und wo möglich dauerhaft begründen, so müssen wir auf eine solche Versöhnung von Geist und Wirklichkeit hinarbeiten. Und dies sowohl im Hinblick auf die Vergangenheit und das Erbe, das uns von ihr überkommen ist, wie im Hinblick auf die Zukunft und die Aufgabe, die wir in ihr erfüllen sollen.

Wir sollten endlich über alle Gegensätze hinweg die Einheit des deutschen Lebens in seiner Geschichte erkennen. Nur dumme Oberflächlichkeit oder absichtliche Verdrehung konnte Weimar und

Potsdam gegeneinander ausspielen. Der Geist von Potsdam hat in Kant seinen Philosophen gefunden, und aus den Begriffen der kantischen Lehre deutete sich Schiller Goethes und das eigene Wirken. Weil diese Mächte selbst einander nicht verstanden, sollen deshalb auch wir es nicht tun? Das gleiche deutsche Wesen, das seinen tiefsten Sinn in dem Glauben an die Freiheit und Wirklichkeit des Geistes ausspricht, hat die großen Taten unserer Helden und die tiefen Einsichten unserer Weisen gewirkt. Es wäre Verblendung, wollten wir einen dieser Schätze hingeben, auch der andere würde uns bald entwertet sein. Warum sollen wir uns künstlich ärmer machen, als wir sind? Wir sind wahrlich arm genug!

An dem Bilde des Altertums hat der deutsche Geist sich noch immer das eigene Wesen gedeutet. Torheit, zu meinen, daß wir den Zusammenhang mit dieser Grundlage unsrer gesamten Gesittung heute entbehren könnten! Welches Zeitalter des deutschen Geistes kann denn überhaupt wahrhaft verstanden werden ohne Kenntnis des Altertums? Jedenfalls keines, das etwas taugt! Wollen wir also das Wissen vom Altertum zum Vorrecht bloß einiger Gelehrter machen, so wird bald auch die Kenntnis deutschen Geistes zum Vorrecht einiger Gelehrter werden. Dieser gefährliche Versuch, unsrer von den Stürmen der Zeit so furchtbar bedrohten Bildung auch noch die Wurzel abzugraben, würde ihrer Vernichtung gleichkommen. Gewiß ist es bei der Zersplitterung unsres Lebens nicht möglich und auch nicht nötig, daß alle höher Gebildeten zu dieser Quelle unsrer Gesittung geführt werden. Aber als eine lebendige Geistesmacht sollte das Altertum unter uns fortwirken, ja es sollte wieder zu einem reicheren Leben erweckt werden, als ihm heute zugestanden wird. Gewiß wollen wir damit nicht Griechen und Römer erziehen. D e u t s c h e Bildung allein wollen wir unsern Kindern vermitteln. Aber die letzten Tiefen des deutschen Geistes entschleiern sich nur dem Auge, das von der Sonne des Altertums erleuchtet ist.

Wir müssen alle Kräfte des uns überlieferten Erbes zusammennehmen, um uns in der Zukunft zu behaupten; wir müssen sie aus den verschiedenen Gestaltungen unsres äußeren und geistigen Lebens zu vereinigter Wirkung sammeln. Wir müssen den großen gemeinsamen Strom deutschen Lebens erkennen, der alle Äußerungen unsres Daseins bestimmt und uns durch alle Zeiten unsrer Geschichte hindurchgeführt hat.

Bildung sammelt Früchte der Vergangenheit ein, um Samen zu streuen für die Zukunft. Das gesamte Erbe unsrer Vergangenheit wollen wir ungemindert und ungeschwächt der Zukunft überliefern. Wenn wir damit zunächst in unsrer Erkenntnis den Gegensatz aufheben, welcher unsre Bildung fast zu allen Zeiten der Vergangenheit zerriß, dann wird es uns vielleicht gelingen, ihn auch in unserem Leben und Handeln zu überbrücken. Die Vergangenheit war vielleicht reich genug, um sich ein solch getrenntes Leben in Geist und Wirklichkeit leisten zu können. Wir sind es nicht mehr, unser Besitz ist nicht groß genug, daß wir ihn in diesen beiden Geschäften getrennt arbeiten ließen. Wir müssen ihn zusammennehmen und froh sein, wenn wir damit unsern Bankerott verhüten.

Unser geistiges Leben muß sein Einsiedlertum aufgeben, in dem es sich so oft gefiel. Beherzt müssen wir an die großen Fragen herantreten, welche die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart uns stellen. Wir dürfen es guten Mutes. Der deutsche Geist bietet uns Begriffe, klar und hell genug, um auch in diese Wirrnisse hinabzuleuchten. Zu den untersten Gründen unsres Lebens müssen wir hinabsteigen und dort unten die Grundfesten unsrer Erde wieder einmal abklopfen. Solche Schachtarbeit, die neues Silber zutage fördert, ist wichtiger, als das vorhandene in möglichst kleine Münze umzuwechseln, damit jeder daran teilhaben kann. Wir wollen solches gut gemeintes Bestreben, wahre oder vermeintliche Einsichten den Massen mitzuteilen, gewiß nicht schelten. Und sie dem deutschen Geiste zurückzugewinnen, dem sie so furchtbar entfremdet sind, ist gewiß ein Ziel, des Schweißes der Edeln wert. Aber den neuen Inhalt, den unser Leben braucht, wenn es nicht aus Armut verhungern soll, können nur unverzagte Steiger aus unbetretenen Tiefen zutage fördern.

Unser öffentliches Leben aber muß sich ganz anders, wie bisher, vom Geiste durchdringen lassen. In der Entwicklung jedes Staates kommt ein Zeitpunkt, wo die Bedingungen seiner natürlichen Lage oder die Überlieferungen eines herrschenden Standes nicht mehr genügen, um seine Leitung zu bestimmen. Dann bedarf es allgemeiner Gedanken, neuer aus dem Wesen des Volkes und seiner Geschichte geschöpfter Einsichten, um das staatliche Leben fortzuführen. In Griechenland ist dieser Zeitpunkt etwa mit Alexander, in Rom

mit dem Ausgang der Republik eingetreten, in England und Frankreich, wenn ich nicht irre, im siebzehnten Jahrhundert.

Deutschland steht jetzt an dem Wendepunkt seines Lebens. Die Zerfahrenheit unsrer äußern und innern Lage ist nur ein Zeugnis dafür, daß die natürlichen Bedingungen unsres Lebens nicht mehr hinreichen, ihm eine entschiedene Richtung zu geben. Nur der Gedanke, der klar und fest die Wirklichkeit durchschaut und sie unter seinen Willen bannt, kann hier Ordnung schaffen. Der deutsche Geist bietet uns solcher Gedanken wahrlich genug. Von ihm müssen sich unsre Staatsmänner erfüllen lassen, um Kraft zu gewinnen für ihre Aufgaben nach außen und innen. Nur klare Einsicht und der Mut hoher Gedanken schafft solche Kraft, wie sie ihnen heute mehr als jedem älteren Geschlechte vonnöten ist.

Gespalten zu sein in sich selbst, war von je das Schicksal des deutschen Geistes. Er stellte insofern mit besonderer Deutlichkeit das Schicksal des Geistes in dem zweiten Zustande seiner Entwicklung dar. Die einzelnen Glieder des damals ausgebildeten Doppelverhältnisses treten bei andern Völkern hervor, und insbesondere ist die äußere Welt, wie sie sich in diesem Zustand gestaltet, recht eigentlich die Welt der Westeuropäer. Sie leben auf der einen Seite des Gegensatzes und glauben in ihr die ganze Welt zu umspannen. Sie kennen deshalb den Gegensatz nicht, unter dem sie stehen, und leben in glücklicher Verblendung dahin. In der deutschen Seele dagegen sind beide Seiten lebendig. Sie weiß um ihr Schicksal, und den Gegensatz zu versöhnen, ist das ewige, nie befriedigte Sehnen ihres Lebens. Das unruhige Drängen dieser Sehnsucht ist die deutsche Geschichte.

Wird es uns diesmal gelingen? Noch nie zuvor sind die Gegensätze sich mit solcher Schärfe gegenübergetreten wie in der Gegenwart. Das ist kein Einwand. Sahen wir doch schon früher, daß je größer die Spannung, desto kraftvoller auch die Lösung, desto herrlicher die Vereinigung sein kann. Besinnt der Deutsche sich nur entschlossen auf seine eigentümliche Art, dann werden vor seinem Blick alle Gegensätze wie Dunst in der Sonne sich auflösen und der feste, unwandelbare, eine und einheitliche Grund seines Wesens wird ihm entgegenleuchten. Auf diesem Grunde und nur auf ihm kann er sich ein Leben erbauen, innerlich reich und glücklich, in dem die Gegensätze der Ver-

gangenheit sich zu einem vollen Akkorde vereinen. Der Tag seines höchsten Zustandes wäre dem Geiste angebrochen.

Dies Glück ist nicht fern und wir brauchen es von keinem Fremden zu erbitten. Es lebt mitten unter uns und hat seine Schätze in der ganzen deutschen Geschichte ausgestreut. Wir brauchen die Hand nur auszustrecken, um zu empfangen, was uns von ewig gehört. Haben wir solchen Reichtum in unsrer Seele gesammelt und haben wir ehrlich damit gewuchert, um unser Leben danach zu gestalten, dann wollen wir das Übrige Gott überlassen. Dann dürfen wir vertrauen, daß er dem deutschen Volke seinen Platz auf der Erde noch weiterhin gönnen wird. Wir wissen nicht, ob er uns noch einmal seiner Sendung würdigt. Streben wir danach, sie zu verdienen!

8. Von unserem Staat.

Es ist ein alter Ehrgeiz der Philosophen, die beste aller Staatsverfassungen zu bestimmen. Wir sind mißtrauisch geworden gegenüber solcher Selbstsicherheit. Allzu enge sehen wir die Bedingungen des staatlichen Lebens mit der besonderen Lage eines Volkes und einer Zeit verknüpft, als daß wir an ein solches politisches Allheilmittel noch glauben könnten. Wir müssen uns an dem Versuch genügen lassen, die den Umständen nach beste Staatsform zu erkennen.

Durch drei Stufen hindurch entwickelt sich das Leben des Geistes. Auf jeder von ihnen hat er eine eigentümliche Staatsform ausgestaltet. Wir sehen dabei ab von den herkömmlichen Einteilungen nach der Anzahl der Herrschenden. Sie treffen vielfach nur ein Äußeres und nicht das Wesen der Sache. Sehen wir zu, wohin uns die am Anfang unsrer Untersuchungen angesponnenen Begriffe leiten.

Aus der ungeschiedenen Einheit entwickelt sich der Geist zum Gegensatz, um aus ihm zur Einheit zurückzustreben. Unmittelbare Einheit, Geschiedenheit, vermittelte Einheit heißen die Abschnitte in seinem Leben. Dem entspricht die Weise, in der der Geist sich jedesmal zum Staate gestaltet.

Ursprünglich erscheint der Staat als der natürliche Ausdruck des Lebens überhaupt. Nicht aus einem Sonderdasein treten die Einzelnen zu ihm zusammen und gestalten ihn so von außen, sondern er ist das Erste, die natürliche Gemeinschaft, an welche der Einzelne, ohne zu fragen, sein Leben dahingibt. Der Wille des Einzelnen und der Wille der Gesamtheit ist unmittelbar eins, in einem ungetrennten Strom fließt gemeinsam ihr Leben dahin. Alles Leben aber ist eine Stufenordnung der Zwecke, der zufolge niedere Zwecke höheren dienen müssen. Im Bereich des bewußten Lebens sprechen diese Zwecke sich in Willensäußerungen aus, bei denen nach der gleichen Stufenordnung der höhere Wille den niederen sich unterwirft. Befehl und Gehorsam ist die ursprüngliche Gestalt des sitt-

lichen Lebens Aber sie treten auf dieser Stufe der Einheit nicht als gesonderte Glieder auseinander, sondern der Gehorsam gibt sich freiwillig in den Befehl gefangen, und der Befehl spricht nur aus, was der Gehorchende will Treue heißen wir dies Wechselverhältnis, Treue, in der die Beziehung von Herr und Knecht als eine Einheit ihres Willens erscheint Auf der Treue ruht das ursprüngliche Herrschaftsverhältnis Sie ist der Lebensnerv des patriarchalischen Staates Ob dabei die staatliche Leitung einem einzelnen König oder einem Adelsstand obliegt, ist Nebensache Wichtiger für die Beurteilung dieses Staates ist das innere Rechtsverhältnis Das Verhältnis der Unterordnung hebt die Gemeinschaft nicht auf, alle wissen sich darum in ihrem Dienstverhältnis als Freie

Ganz anders in dem Zustande der Zerrissenheit und des Gegensatzes Jetzt treten alle Gestaltungen seines Lebens dem Geiste als äußere gegenüber, er weiß sich in ihnen nicht mehr heimisch, sondern fühlt sie als einen fremden Zwang auf sich lasten Nicht Freundschaft, sondern Feindschaft begründet jetzt die Beziehung zum Staate; er erscheint als das Ungeheuer, der Leviathan, dem sich der Mensch nur unter Entäußerung seines besten Wesens anheimgeben kann Nicht die Treue, sondern Zwang und äußerer Nutzen binden ihn daran Der patriarchalische Staat wird durch den tyrannischen abgelöst, wobei es wiederum nebensächlich ist, ob diese Tyrannis durch einen, durch eine Gruppe oder die Masse ausgeübt wird Wir befinden uns hier auf der Stufe der Technik, eine technische Art nimmt auch der Staat an Er ist eine große Maschine, die ohne Rücksicht auf die innere Teilnahme des Menschen und möglichst ohne sein Eingreifen reibungslos arbeiten soll

Auch dem Staate kann in diesem Zustande nur aus den inneren Antrieben des Geistes Hilfe kommen Ein Zurück gibt es nicht Die einmal gebrochene Treue kittet keines Menschen Kunst wieder zusammen Aber der Geist lebt in allen Gestaltungen der Wirklichkeit, er muß sich nur in dem äußeren wiederfinden, um sich damit zu versöhnen In sich selbst trägt er die ewigen Formen, nach denen er das äußere Dasein gestalten muß, um es als sein eigenes Wesen wiederzuerkennen Nicht dem Herkommen und nicht den zufälligen Wirkungen des äußeren technischen Lebens wird jetzt der Staat mehr überlassen, sondern er wird nach den Gedanken bewußter Vernunft gestaltet Nicht leere Begriffe eines abgezogenen Verstandes sollen

dabei in Wirksamkeit treten, die entsprächen mehr dem abgezogenen Denken des technischen Zeitalters. Vielmehr Begriffe der lebendigen Vernunft, die aus der Anschauung des Wirklichen in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen die Formen gewinnt, die sie im Äußern zur Darstellung bringen will. So wird die Einheit zurückgewonnen, indem der Geist das staatliche Leben, das sich seiner Herrschaft entzogen hatte, erneut seinem Willen unterwirft. Jetzt kann er sich in dem Staate wiederfinden, denn er hat ihm seine eigenen Formen gegeben. Und die Feindschaft des Einzelnen gegen den Staat ist überwunden, denn die Vernunft, welche in den staatlichen Einrichtungen als eine äußerliche vorhanden ist, ist auch in jedem Einzelnen angelegt. Der Gemeingeist, in dem jeder seine Freiheit besitzt, weil er freiwillig seinen Willen in den des Ganzen gefangen gibt, kann wieder hervortreten.

Beziehen wir so die Bedingungen des Staates auf ihren letzten Grund im Verhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft, so leuchtet ein, daß der Staat des ersten und dritten Zustandes durch eine natürliche Verwandtschaft miteinander verbunden und von dem Staate des zweiten Zustandes getrennt ist. Dieser Gegensatz läßt sich noch schärfer fassen. In dem ersten und dritten Zustand liegen die Formen des staatlichen Lebens offen zutage; sie sind jedem verständlich und jedem vertraut, denn sie bringen nur zum Ausdruck, was jeder von selber schon will. In dem zweiten Zustand dagegen ist eine Entfremdung eingetreten; der Staat ist innerlich nicht mehr verständlich und kann sich nur durch Zwang Anerkennung verschaffen. Der Einzelne sucht in ihm seinen Vorteil. Nun kann der Zwang aber unmöglich das ganze Leben ergreifen, auf das der Staat doch rechnen muß; er reicht nicht in die Tiefen des persönlichen Daseins hinab. Und für aller Vorteil zu sorgen, wird dem Staate auch schwerlich gelingen. Um nun doch den ganzen Willen seiner Untertanen sich gefügig zu machen, muß er wenigstens für ihren Vorteil zu sorgen *scheinen*. Er muß also Einrichtungen treffen, die zwar nicht sein Wesen berühren, denn wesentlich das zu leisten, ist ihm ganz unmöglich, aber die ihm einen in den Augen der Untertanen angenehmen Anstrich verleihen und den rohen Zwang hinter einer gefälligeren Vorderansicht verbergen. Er muß seine Fremdheit benützen, um allerlei täuschende Anstalten vorzuwenden, die mit seinem wahren Wesen nichts zu tun haben. So gewinnt der leere Schein,

der große Herrscher im Reiche des Geistes während des zweiten Zustandes, auch über den Staat Gewalt. Der erste und dritte Staat sind Staaten der Wahrheit, der erste der unmittelbaren Wahrheit, der zweite der bewußten Wahrheit. Der Staat des zweiten Zustandes ist ein Staat des Truges.

Zu solchem Truge hat er sich verschiedene Werkzeuge geschaffen; eines aber ist das wichtigste und wirkungsvollste: der Gedanke der Mehrheit.

Der Staat gewinnt seine Wirklichkeit, indem Herrschende und Beherrschte zu einer gemeinsamen Form zusammengefaßt werden. Ursprünglich ist die herrschende Gewalt die unbedingt formgebende, die Beherrschten sind nur der Stoff des Staates. Indem damit die Beherrschten staatlich gestaltet sind, werden auch sie zum staatlichen Leben erweckt und wirken allmählich tätig an der Bestimmung der Staatsform mit. Aus dem verschiedenen Verhältnis dieser Mächte zueinander entstehen die verschiedenen Arten der Verfassung. Sie sollen uns hier nicht kümmern. Wir fragen nur nach dem deutschen Staate. In ihm hatte sich während des neunzehnten Jahrhunderts jenes Grundverhältnis des Staates zwischen Herrschenden und Beherrschten in dem Verhältnis zwischen Königtum und Volksvertretung ausgeprägt. Sie waren die für die ganze Entwicklung des staatlichen Lebens entscheidenden Mächte.

Die letzten geschichtlichen Erfahrungen aber, die wir an uns selbst und an andern Staaten haben machen können, mußten uns belehren, daß jenem Gegensatze ein tieferer und allgemeinerer zugrunde liege, der die Wirklichkeit der staatlichen Form schließlich bestimmt. Er lautet: Mann oder Mehrheit, und ist mit jenem von Königtum und Volksvertretung keineswegs gleichbedeutend. Sahen wir doch in Staaten, nach deren Verfassung alle Gewalt bei der Volksvertretung liegt, einzelne Männer entscheidend hervortreten und das ganze Schicksal des Staates bestimmen, während in Monarchien Mehrheitsbeschlüsse der Volksvertretung oft fast eine größere Bedeutung empfingen, als Kundgebungen des Herrschers. Wollen wir die Gegensätze, welche die Formen der Staaten in ihrer Mannigfaltigkeit bestimmen, auf ihren letzten, am meisten abgezogenen Ausdruck bringen, so müssen wir sie als Mann oder Mehrheit bezeichnen.

Der Geist kommt nur in dem Einzelnen zur bestimmten Wirklichkeit. Diesen Satz können wir hier nicht beweisen, sondern müssen

ihm unsern anfänglichen Erörterungen entlehnen. Der Geist besteht nur, indem er das Allgemeine in einmaligen und besonderen Gestaltungen zur Darstellung bringt. Sein Leben ist „die einmalige und unersetzliche Weise“, von der Nietzsche redet. Diesem Gedanken stellt die Weltansicht des zweiten Zustandes, wie wir sie früher als Aufklärung kennen lernten, den Glauben an die allgemeine Gleichheit entgegen. Auch das Geistige soll einander gleich sein und sich zählen lassen. Das Ergebnis dieser Zählung ist der Beschluß der Mehrheit. Über dieser Gedankenbau ruht auf einem nur ausgedachten und unwahrhaftigen Grunde.

Zu einem Beschluß gehört vernünftige Überlegung und Willensentscheidung. Sie können — daran vermag die schönste Verfassung nichts zu ändern — nur in dem Einzelnen zustande kommen. Sollen also Mehrheiten entscheiden, so entscheiden doch in Wahrheit Einzelne, und die Mehrheit ist nur eine Form, in welche sie ihre Entscheidung kleiden. Diese Einzelnen können sich als Führer an die Spitze der Mehrheiten stellen, dann wird die trügerische Art dieses Verhältnisses bald offenbar, und niemand wird mehr an die Mehrheiten glauben. Darum werden sie sich lieber hinter die Mehrheiten verstecken und von hinten schieben. Als die geheimen Drahtzieher lenken sie die Entschlüsse der Mehrheit. Führer oder Schieber, in jedem Falle sind es Einzelne, welche die Entscheidungen der Mehrheit bestimmen. Die Mehrheit ist nur ein buntes Gewand, das der Staat angezogen hat, um dem Volk zu gefallen und seine wahre Gestalt zu verbergen. Die Mehrheit ist das beliebteste Werkzeug, das der Staat des Truges sich geschaffen hat.

So gibt es ein untrügliches Kennzeichen, den wahrhaftigen und den verlogenen Staat zu unterscheiden. Zeige mir die Männer, welche das Schicksal deines Staates bestimmen, mögen sie die Krone tragen oder den Bürgerhut! Du kannst es? Glückliches Volk, dessen Staat jedem verständlich sein wahres Wesen offen zur Schau stellt! Solche Männer sind dir unbekannt? Du meinst wohl gar, es gibt keine? Armes, betrogenes Volk! Zittere vor den im Dunkeln lauernden Mächten, die dir schmeicheln, um dich besser verderben zu können! —

Machen wir von den gewonnenen Begriffen die Anwendung auf unsern Staat. Von dem Staate, der in der Revolution seinen Untergang fand, dem Staate Bismarcks, wollen wir hier nicht

reden. Dies wundervolle Werk erfüllte vielleicht nicht alle Träume, die glühende Vaterlandsliebe an den Gedanken des Deutschen Reiches geknüpft hatte, aber es war in ihm doch ein Bau geschaffen, aus alten deutschen Rechtsgedanken gezimmert, in dem deutsche Art und deutscher Geist sich entfalten konnte, und der jedenfalls den Besten seiner Zeit genug tat. Es ist vergangen, untergegangen und wird niemals in der gleichen Gestalt wieder auferstehen. Der größte Vorzug unseres alten Staates war der, daß er die besten Überlieferungen des preußischen Heeres und Beamtentums in sich aufnahm und deshalb — für Geld nicht zu haben war. Die maßgebenden Stellen waren für die Macht des Geldes unangreifbar. Das ist nicht immer so geblieben. In den letzten Zeiten des Kaisertums sahen wir das Geld einen Einfluß gewinnen, den der vaterländisch Denkenden nur mit schwerer Sorge erfüllen konnte. Aber all das gehört der Vergangenheit an. Mit ihr wollen wir nicht mehr rechten, und was hilft es, über ihren Verlust zu trauern? Unsere Gedanken sollen jetzt der Gegenwart und der Zukunft gelten.

Der alte Staat war von Männern geschaffen, Männer waren nötig, ihn zu erhalten und sein Leben auszufüllen. Wenn es in der letzten Zeit an solchen Männern zu fehlen schien, so waren es Emporkungen der Hintertreppe, die sie verdrängt hatten. Die Staatsform selber setzte als ihre Träger Männer voraus und forderte Männer.

Unser neuer Staat ist ein Staat der Mehrheit. Abstimmungen entscheiden über alle wichtigen Fragen des Staatslebens, der „Wille der Mehrheit" ist der Rechtsgrund der Staatsgesetze. Jene uns aus der Aufklärung wohlbekannte Lehre von der allgemeinen Gleichheit muß diese Auffassung rechtfertigen; da der Wille jedes Einzelnen unbedingt gilt und dem Willen jedes Anderen vollkommen gleichwertig ist, so kann man sie nur zählen und die Mehrheit entscheidet. So hat jeder an der Hoheit des Staates den gleichen Anteil, er ist frei und wirkt in gleichem Maße mitbestimmend auf Verfassung und Gesetz ein. Dies die vortreffliche Lehre, die wir in verschiedenartigster Verdünnung heute allerorten vorgesetzt bekommen, flach und einfach und darum dem Dümmsten einleuchtend. In Wirklichkeit freilich steht die Sache ganz anders aus.

Wir haben eben auf die tatsächliche Unmöglichkeit hingewiesen,

daß Mehrheiten das Schicksal des Staates bestimmen, die tatsächliche Unmöglichkeit, aus der eben die Unwahrhaftigkeit eines solchen Staates folgte. Wir wollen jetzt auch die rechtliche Unmöglichkeit erweisen.

Von der ursprünglichen gleichen Freiheit aller geht diese Lehre aus. Aus freiem Willen entäußern sie sich ihrer Freiheit und schließen sich zum Staate zusammen. Im alten Naturrecht der Aufklärung hat diese Lehre ihren Ursprung. Dort aber bestand niemals ein Zweifel darüber, daß ein solcher, den Staat begründender Entschluß einstimmig gefaßt werden müsse. Wer dagegen stimmt, schließt sich eben damit selber von dem Staate aus. Würde er wider seinen Willen zum Beitritt gezwungen, so wäre damit ja der leitende Grundgedanke der ganzen Lehre, der Gedanke der Freiheit des Einzelnen, aufgehoben. Die Gültigkeit eines von der Mehrheit gefaßten Beschlusses für eine dagegen stimmende Minderheit wird damit also keineswegs behauptet. Aber was für den ersten, den Staat begründenden Beschluß gilt, gilt ebenso für alle späteren, innerhalb des Staates gefaßten. Wenn die Einzelnen die unbedingt selbständigen, gleichberechtigten Träger der staatlichen Hoheit sind, so läßt sich kein innerer Rechtsgrund aufweisen, demzufolge die Einen zugunsten der Andern auf ihren Willen verzichten sollen, weil sie in der Minderheit sind. Denn nach der Lehre des Naturrechts überträgt der Einzelne zwar im Staatsvertrag seinen Willen auf die Obrigkeit, aber eine solche Übertragung kann doch nur auf eine im Staatsvertrag selbst eingesetzte und in ihrer Besonderheit anerkannte Obrigkeit geschehen, nicht auf den abgezogenen Begriff einer Mehrheit, der sich je nach dem Wechsel der Parteien mit einem beständig wechselnden Inhalt erfüllt. Der Staatsvertrag wird geschlossen, um den inneren Frieden zu verbürgen; er ist widersinnig, wenn er dem Staate den Streit als wichtigste Triebfeder einsetzt.

In der Tat hat es keinen ernsthaften Staatsphilosophen gegeben, welcher ein solches Recht der Mehrheit begründet hätte, wie die Demokratie es voraussetzt. Selbst Rousseau, der gewöhnlich als der Prophet des Mehrheitsgedankens angerufen wird, ist weit von einer solch widersinnigen Lehre entfernt. Einen allgemeinen, aus den Willensäußerungen der Einzelnen zustande kommenden Willen erkennt er ausdrücklich nur dort an, wo jeder

Bürger frei seine eigene Meinung sagt und keine besonderen Verbände sie zu bestimmten, einander bekämpfenden Gruppen zusammenschließen. Wo diese bestehen, bedeutet die Mehrheit nicht den allgemeinen Willen, sondern nur eine besondere Meinung [1]) Wenn Rousseau damit auf die Parteien des englischen Parlaments hinweist, so ist die Absicht dieser Bemerkung klar. Abstimmung hat nur dann Sinn, wenn unter den Abstimmenden eine solche Gemeinschaft und Gleichheit der Ansicht besteht, daß zwischen kleinen Abweichungen hindurch die Mehrheit den zweckmäßigsten Mittelweg zeigt. Bei der Übereinstimmung in der Hauptsache darf angenommen werden, daß die Überstimmten ihre abweichende Ansicht ohne große Überwindung aufgeben und sich dem Willen der Mehrheit fügen. Nur aus solch freiwilligem, wenn vielleicht auch stillschweigend vorausgesetztem sich Fügen der Minderheit kann die Mehrheit ihr gegenüber einen Rechtsanspruch geltend machen. Sind die Gegensätze aber so tief, daß sie zu feindlichen Parteien auseinandertreten, dann geht jene Gemeinschaft verloren, und wie der Wille der Mehrheit für eine Minderheit gelten soll, die ihm gegenüber keineswegs ihren Willen aufgibt, ist nicht einzusehen.

Rousseau hält die Möglichkeit eines Allgemeinwillens schon im englischen Parlament für ausgeschlossen. Bei uns gilt der englische Parlamentarismus, wenigstens in seiner herkömmlichen Gestalt, vielfach als Vorbild. Und man wird nicht leugnen können, daß bei aller Verschiedenheit die beiden alten Parteien Englands in den großen Zielen des englischen Staatslebens einig waren. Entstammten sie doch beide einer und derselben führenden Gesellschaftsschicht, die ihre fest geschlossene Weltansicht all ihren Angehörigen einprägte. Damit vergleiche man die Gegensätze unsrer Parteien! Bei ihnen besteht noch nicht einmal eine Einigkeit über die allgemeinsten Grundsätze der Verfassung, und sie verfolgen nach Innen und Außen vollständig entgegengesetzte Wege. Schon jene verhältnismäßig zahmen Gegensätze des englischen Parlaments ließen Rousseau die Anwendung des Mehrheitsgedankens als unsinnig erscheinen. Wie er danach seine Anwendung auf unsre Verhältnisse beurteilt hätte, läßt sich ungefähr denken. Ich fürchte,

[1]) Diese wichtige, unsern Demokraten zum ernsten Nachdenken zu empfehlende Stelle steht im Contrat social II. Buch, 5. Kapitel.

unsrer Sprache würden die Worte fehlen, das Maß dieser Torheit zu bezeichnen.

Sollen wir wirklich in solcher Verfassung ein Ideal erblicken, die uns in buntem Wechsel nach den zufälligen Parteiverhältnissen Kaisertum oder Republik, Völkerversöhnung oder Rachekrieg, Sozialisierung oder kapitalistische Wirtschaft, Atheismus oder Kirchenherrschaft vorsetzt? Jedenfalls werden wir nicht darüber im Zweifel sein, daß ein so geleiteter Staat auf dem besten Wege ist, sich selbst zugrunde zu richten. Man nehme dazu unsere Volkseigenschaften, unsre Starrköpfigkeit, unsre Zankfucht, unsern Mangel an völkischem Bewußtsein, und man kann sich ungefähr ausrechnen, was dabei herauskommen wird, wenn wir das Schicksal unsres Staates nicht der sachverständigen Einsicht, sondern dem Redekampf der Parteien und den Beschlüssen der Mehrheit anvertrauen. Das Bekenntnis zum eigenen Volke hält im andern, selbst verrufenen Demokratien die auseinanderstrebenden Parteien zusammen; bei uns fehlt sogar dieser gemeinsame Boden. Beinahe könnte man auf den Gedanken kommen, daß die Deutschen nur deshalb auch einmal bei sich das „parlamentarische System" haben erproben sollen, um es in seiner ganzen Sinnlosigkeit zu erweisen. Wenn das „parlamentarische System" schon bei den andern Völkern schlecht und dumm ist, so ist es bei den Deutschen noch viel schlechter und noch viel dümmer. —

Aber all dies ist ja nur Theatervorstellung, Haupt- und Staatsaktion, die aufgeführt wird, um die Volksmenge zu unterhalten, während zugleich alles Wichtige hinter den Kulissen von den Direktoren und Regisseuren beraten und beschlossen wird. In ihrer Hand ruht das Schicksal des Theaters. Würden sie ihre Tätigkeit einstellen, so würde es bald auch auf der Bühne nichts mehr zu sehen geben; aber das dumme Volk braucht das nicht zu wissen. Das Volk wird immer die Bühnenhelden für die Hauptpersonen halten.

Auch unser Staatstheater könnte ohne solch geheime Spielleiter nicht eine Woche bestehen. Demokratie und Parlamentarismus heißt das Stück, das sie vor unserm Volke aufführen. Die Bühne erglänzt von bunten Flittern, und vieler Augen lassen sich blenden. Betreten wir aber die Bühne selbst und schauen uns auch einmal die Rückseite ihrer Wände an, so haben sie ein recht unschönes

Aussehen, und aus den verborgenen Zimmern der Direktoren dringt häßliches Gezänk und widriges Feilschen um Geld an unser Ohr.

Der große Schilderer der attischen Demokratie, Thukydides, sagt, die Demokratie sei in Wahrheit eine verschleierte Tyrannis gewesen, nämlich die Herrschaft des Mannes, der durch seine Reden die Masse am besten zu lenken verstand. Die Demokratie der neueren Zeit, in der das Volk nicht unmittelbar, sondern durch sogenannte Vertreter seine Herrschaftsrechte ausübt, ist in Wahrheit eine verschleierte Oligarchie, eine Herrschaft Weniger, nämlich eben dieser Vertreter oder noch besser eine Herrschaft der Führer dieser Vertreter und ihrer Hintermänner.

In einer lange tagenden Versammlung von beschränkter Größe muß sich notwendig ein gewisser Gemeingeist herausbilden, der ihre Mitglieder über alle Gegensätze hinweg aneinander bindet. Schon die Gemeinsamkeit des Berufs muß ihn hervorrufen, und Volksvertreter zu sein, ist allmählich zum Berufe geworden. Das Volk ist weit, und bis zur nächsten Wahl hat man Zeit. Bis dahin schaltet man unumschränkt. So entsteht eine Neigung, alle wichtigen Fragen unter sich abzumachen und das Volk, dessen Mitwirkung nur stören könnte, möglichst wenig in die Karten sehen zu lassen. Kleine Reibungen und Sticheleien werden wohl mit furchtbarer Bühnenleidenschaft in aller Öffentlichkeit ausgefochten, damit den biederen Zeitungsleser eine Gänsehaut überlaufe, und er sich die Hände reibt in dem Gedanken, wie kräftig seine Interessen vertreten werden. Alles Wichtige aber, was das Schicksal des Volkes berührt, wird möglichst in Ausschüssen hinter verschlossenen Thüren verhandelt. Das sogenannte „Listensystem" verstärkt diese Macht der Parteien dem Volk gegenüber, weil es das persönliche Verhältnis des Gewählten zu seinen Wählern löst und nur noch die farblose Wahl der Partei übrig läßt. Das Volk ist danach nur noch eine wohl eingerichtete Maschine, um seine Vertreter zu ihrer Herrschaftsstellung emporzuheben.

Alle Oligarchien aber haben die Neigung, um die Festigkeit und Tatkraft ihrer Herrschaft zu verstärken, sich in immer kleineren Kreisen zusammenzuschließen. Aus der Menge der Volksvertreter erhebt sich ein engerer Ausschuß, in dessen Händen die eigentliche Gewalt liegt. Das sind bei uns die Parteiführer, denen zur Zeit die Bestimmung über das Schicksal des Staates zufällt.

Auch ihre Macht ist durch das „Listensystem“ erheblich gewachsen. Sie bestimmen die Namen und in welcher Reihenfolge sie auf die Liste zu setzen sind. Sie können sich so in den Vertretern ihrer Partei eine gehorsame und gut geschulte Gefolgschaft heranziehen. Ob sie dabei zugleich selbst Minister sind oder nicht, ist nebensächlich. Als Minister übernehmen sie nur eine Rolle in dem gerade aufgeführten Stücke; ihr eigentlicher Einfluß aber liegt nach wie vor hinter den Kulissen. Oft werden sie hier auch so viel zu tun finden, daß sie die Rolle auf der Bühne lieber einem unbedeutenderen und weniger beschäftigten Genossen übertragen.

Dem Namen nach haben wir eine Demokratie, in Wahrheit ist unsre Staatsform zurzeit oligarchisch. Dem Namen nach bestimmt das Volk sein Schicksal, in Wahrheit ist sein Einfluß so gut wie ausgeschaltet. Dem Namen nach wird der Staat geleitet von den Männern, welche das Vertrauen des Volkes gewählt hat, in Wahrheit konnten sich Männer in der Regierung halten, deren Ruf so befleckt war, daß sie im alten Staate längst hätten verschwinden müssen. Aber das fast allgemeine Mißtrauen des Volkes war nicht stark genug, solche „Vertrauensmänner“ zu beseitigen. Stärker konnte es wohl nicht zum Ausdruck kommen, daß unsre Regierung ihre Macht nicht dem Volkswillen, sondern dem Willen eines oligarchischen Klüngels verdankt. Der Hinweis auf die künftigen Wahlen und die sogenannte Rechenschaft vor dem Volk ist nur für die Dummen. Wer kann denn den Parteiführern und ihrem Anhang ernstlich etwas anhaben? Sie werden schon dafür sorgen, daß ihre Namen überall wieder an der Spitze der Listen stehen.

Die Oligarchie aber ist eine der unsittlichsten Staatsformen, vielleicht noch unsittlicher als die Tyrannis, die Plato auf die unterste Wertstufe verwies. Denn sie gewährt nicht nur wie die Tyrannis den Herrschenden die äußere Verantwortungslosigkeit, sondern mindert zugleich das innere Gefühl der Verantwortung durch die Verteilung derselben auf eine Mehrheit. Der Tyrann kann wenigstens seine Taten nicht verleugnen. In der Oligarchie ist es immer keiner gewesen.

All dies möchte vielleicht noch ertragen werden. Die Parteiführer, im Lichte der Öffentlichkeit stehend, durch die Richtung des Zeitgeistes gezwungen, der öffentlichen Meinung einen gewissen Spielraum zu lassen, können doch nicht so leicht gleich jede Scham

beiseite setzen. Schlimmer ist es, daß hinter ihnen noch eine geheimere Oligarchie steht, in deren Händen sie selbst, die Spielleiter, nur wieder als Marionetten erscheinen. Wenn die Aufführung nicht gefällt, dem ist es unbenommen, die Schauspieler auszupfeifen; wem der ganze Spielplan nicht genügt, kann öffentlich Theaterdirektor und Regisseure angreifen. Aber all seinen redlichen Bemühungen wird es vielleicht nicht gelingen, eine Besserung durchzusetzen. Warum? Auch der Direktor, der so selbstherrlich sein Theater zu leiten scheint, ist ja kein freier Mann. Er muß sich nach den Wünschen seiner Geldgeber richten, ohne deren guten Willen das Theater nicht lange bestehen könnte.

Auch die Demokratie ist ein Theater, und wahrlich kein billiges Vergnügen der Parteien, Wahlen, Zeitungen, all das kostet Geld, sehr viel Geld. Und der Wettbewerb der Parteien treibt die Preise noch immer höher. Ohne Geldgeber könnte keine von ihnen bestehen. Daß diese der Partei, der sie ihr Geld geben, benützen, um ihre Interessen zu vertreten, versteht sich von selbst. Es ist eine Kapitalsanlage, die natürlich Zinsen tragen muß. Und so kann der Parteiführer, der so selbstherrlich seine Partei zu leiten scheint, nur handeln wie der Geschäftsvertreter der Geldmächte, die die Partei erhalten. Diese Oligarchie der großen Geldmänner aber ist noch eine viel gefährlichere und unsittlichere als die der Parteihäupter, weil sie ihre Herrschaft im Verborgenen und ohne jede Verantwortlichkeit ausübt. Daß ihre Entschlüsse fast nur vom nackten Eigennutz eingegeben sind, versteht sich beinahe von selbst.

Deshalb ist die Demokratie die Herrschaftsform des Geldes, eine Oligarchie der Geldkönige. Es kann nicht lange währen, bis in einem solchen Staate alles dem Gelde zugänglich ist. Eine Zeitlang werden sich die altererbten guten Eigenschaften dem Eindringen solcher Verderbnis entgegensetzen. Aber schließlich ist die allgemeine, gröbere oder feinere Bestechlichkeit das natürliche Ergebnis. Bald gibt es nichts mehr im Staate, das nicht — für Geld zu haben wäre.

Dieser Staat ist undeutsch von der Wurzel bis zum Gipfel. Es ist undeutsch, den Staat, in dem das geistige Leben eines Volkes seine äußere Darstellung finden soll, der Herrschaft des Geldes auszuliefern. Und undeutsch sind die Gedanken flacher Aufklärung, deren sich diese Herrschaft bedient. Wollen wir

einen Staat haben, in dem wir uns selbst wiederfinden, der unser eigenes Wesen ausdrückt und dem wir uns daher auch innerlich wieder zu eigen geben können, so müssen wir ihn auf deutsche Gedanken gründen. Nur wenn wir unserem Staat wieder deutsche Art und deutsches Ansehen geben, werden wir noch einmal die Einheit und Ganzheit des Lebens erreichen, die allein den künftigen Bestand unseres Volkes verbürgt. Nur wenn der Geist in dem Äußeren sich wieder erkennt, vermag er die ihn verzehrenden Widersprüche zu überwinden. Wie soll das dem deutschen Geiste gelingen, wenn ihm das wichtigste Gefüge des äußeren Lebens, der Staat, beständig als ein fremder und unwillkommener gegenübersteht?

Wir wollen, wie gesagt, nicht die beste aller möglichen Staatsverfassungen bestimmen. Wir reden nur von dem deutschen Staate, und wollen auch seine gegenwärtige Lage nicht außer acht lassen. Aber mit bloßen Ratschlägen, wie man dies oder jenes an dem jetzigen Staate abändern könne, wollen wir uns nicht begnügen. Auf einem völlig anderen Grunde muß ein Staat sich erheben, den wir als einen deutschen anerkennen sollen; nur mit einer vollständigen Neugestaltung ist hier etwas geholfen. Der Vorwurf weltfremder Grübelei ist dann leicht erhoben. Daß solche Gedanken sich nicht unmittelbar verwirklichen lassen, bezweifelt niemand. Aber wenn es zur allgemeinen Lösung wird, sich auf den Boden der gegebenen Tatsachen zu stellen, dann ist es für die Philosophie wohl an der Zeit, wieder einmal an das Unbedingte und ewig Gültige zu erinnern, von dem alle Tatsachen allein ihre Rechtfertigung herleiten können.

Nur Gedankenlosigkeit kann in Fragen des Staates Macht und Gedanken gegen einander ausspielen, als ob sie wie Gegensätze sich nicht vertrügen. Ohne Macht nach Innen und Außen kann ein Staat gewiß nicht bestehen, aber doch wahrlich auch nicht ohne Gedanken. Vielmehr kommt es darauf an, daß der Gedanke mit Macht bewehrt werde und die Macht von dem Gedanken durchleuchtet. Noch hat jede wahre Staatskunst die alte Forderung Platos verwirklicht, den Bund der großen Weisheit mit der großen Macht.

In Erinnerung an früher Gesagtes bezeichne ich drei Gedanken als die tragenden Pfeiler deutscher Weltanschauung: Freiheit,

Geist, Persönlichkeit. Aus der sittlichen Freiheit quillt alles Leben hervor. Es ist nicht von außen gegeben als ein fertiges, von stofflichen Notwendigkeit bestimmtes, sondern wird von Innen her aus den freien Kräften der Seele gestaltet. Es ist Geist, das wahre Wesen aller Wirklichkeit. Der Geist aber führt sein Leben nicht in abgezogenen Begriffen, sondern in der unmittelbaren eigentümlichen Besonderheit bestimmter einzelner Bildungen. Er verwirklicht sich nicht in abgezogenen Regeln und Ordnungen, sondern nur in der lebendigen Persönlichkeit, die wiederum ihr Leben nur im inneren Zusammenhange mit den besonderen Formen der Gesellschaft, Familie, Stand, Beruf, Vaterland, zu führen vermag. In all diesen Bildungen als eigentümlichen und besonderen verwirklicht sich der Geist.

Wir haben früher den Geist der Zeit aus dem Gedanken der sittlichen Freiheit abgeleitet, wie er im deutschen Idealismus gewonnen war, und jene furchtbare Verwandlung verfolgt, die er im Laufe des 19. Jahrhunderts erlebte. In dem Gedanken des Geldes fanden wir ihn endgültig begraben. Aus den Klauen des Geldes müssen wir ihn wieder befreien. Statt des Geldes müssen wir die Freiheit zum Grundsatz des Staates machen. Geld befreit nicht, und der Staat des Geldes, die Demokratie, ist nicht der Staat der Freiheit, wie man uns vortäuschen möchte. Vielmehr ist die Herrschaft des Geldes die eigentliche und tiefste Sklaverei, denn in ihr bestimmt das ganz Wertlose und Nichtige das einzig Wertvolle.

Sittliche Freiheit aber bedeutet innere Bindung. Nur solche innerlich gebundene Freiheit kann Grundlage des Staates sein. Unbedingte Freiheit, die Spartakus predigt, führt nicht zum Staat, sondern zur Auflösung jeder Form; sie ist der Untergang. Sittliche Freiheit soll in dem Einzelnen gebunden sein, sie redet in jedem unbedingten „Du sollst“ des Gewissens. Auf dessen zarte Stimme kann sich aber eine so handfeste Macht wie der Staat nicht verlassen. Das können nur Schwärmer glauben. Das Leben des Staates ist ein äußeres und muß sich in äußeren Kräften verwirklichen. Das „Du sollst“ muß in ihm eine äußerlich wirksame Stelle haben. Befehl und Gehorsam sind der geschichtliche Grund alles staatlichen Lebens; das wird man nicht ungestraft übersehen. Autorität, die sich nötigenfalls auch mit Zwang durchsetzt, kann kein

Staat entbehren. Wo Ansehen und Ehrfurcht verloren sind, ist der Staat von den Quellen des sittlichen Lebens geschieden und wird bald in sich selbst verdorren.

Freiheit und Autorität sind die Pfeiler des deutschen Staates. Sie bestehen nebeneinander, indem die Treue beide überwölbt. In einem wahren Staate findet die Freiheit in dem Gesetz sich selber wieder und das Gesetz spricht nur den Willen der Freiheit aus. Solche Gemeinschaft aber ist nur möglich, weil in beiden das gleiche Geistesleben sein Wesen treibt. Nur wenn der Staat nicht bloß eine Maschine, sondern Geist und Vernunft ist, kann der Geist sich in ihm wiederfinden. Dazu aber bedarf es eines Zusammenwirkens von Herrschenden und Beherrschten, um so mehr, wenn die Bedingungen des Lebens so verwickelt geworden sind, daß der Einzelne sie unmöglich mehr überblicken kann. Dieses Zusammenwirken so zu gestalten, daß Freiheit und Autorität beide gewahrt bleiben und sich beide im andern wiedererkennen, das ist eigentlich die Aufgabe aller auf die Verfassung des Staates gerichteten Kunst. Nur wenn sie gelöst ist, wird der Staat als ein geistiges Wesen erscheinen, als gegenständlich gewordene Vernunft. Ist doch die Vernunft selber nichts anderes als solche Einheit von Autorität und Freiheit, da sie ihre Begriffe frei nach einer notwendigen Regel erzeugt.

Daß unsere gegenwärtige Verfassung dieser Forderung nicht entspricht, ist kaum zu leugnen. Ihrem Wortlaut nach ist das Volk frei, und es gibt überhaupt keine von seinem Willen unabhängige Autorität. In Wahrheit hat das Volk überhaupt nichts zu sagen, und die Entscheidung über sein Schicksal liegt in der Hand unverantwortlicher, im Verborgenen wirkender Machthaber. Darum ist dieser Staat auch wahrlich kein gegenständlich gewordener Geist, sondern höchstens eine seelenlose Maschine.

Wir können heute die alte Klage des Sokrates erneuern. Wer würde seine Kleider oder seinen Hausrat von Leuten anfertigen lassen, die das nicht verstehen? Aber das wichtigste Geschäft, die Leitung des Staates, überlassen wir jedem Beliebigen, der sich nur selbst mit genügend lauter Stimme dazu empfiehlt, und fragen nicht, ob er die Sache gelernt hat und versteht! Vernunft wird nicht eher wieder in unsern Staat einziehen, als bis wir nur noch die Sach-

verständigen an ihm mitwirken lassen. Auf allen Gebieten muß heute die Losung lauten: die Besten vor! Die Besten nach Willen und Einsicht, sie allein können unserm Staate wieder den Atem lebendiger Vernunft einhauchen.

Auf dem Boden der Sachkenntnis sollen Herrschende und Beherrschte sich finden. Beamtentum und Volksvertretung müssen zusammenwirken, um aus wahrer Sachkenntnis die Entscheidung zu finden. Das Beamtentum, wie wir es vor dem Kriege hatten, galt wohl nach Vorbildung, Selbstzucht und Pflichttreue in der ganzen Welt als vorbildlich. Wenn in einigen leitenden und zum Teil höchst wichtigen Zweigen die Vorbildung sich schließlich doch als unzureichend herausstellte, so war das ein verhältnismäßig leicht zu behebender Mangel. Im ganzen können wir unserm Staate wohl nichts Besseres wünschen als die Erhaltung eines solchen Beamtentums.

Dagegen bedarf die Volksvertretung freilich einer völlig andern Gestaltung, wenn in ihr wirklich die Sachkenntnis und nicht mehr hoffnungsloses Laientum zu Worte kommen, und sie wirklich eine Vertretung des Volkes in seiner lebendigen Gliederung sein soll. Hier muß vor allem der Gedanke zur Geltung kommen, daß der Geist nicht in abgezogenen Allgemeinheiten, sondern nur in bestimmter Gestaltung seine Wirklichkeit besitzt, und daß daher das Volk nicht eine Menge in leerer Gleichheit zusammentretender Einzelner ist, sondern in einer kunstvollen Gliederung nach Berufsständen und Ortsverbänden sein Leben führt. Nur auf diesen kann sich eine wahre Vertretung des Volkes aufbauen. Das ist der gesunde Kern des „Rätegedankens". In Rußland freilich und nach den Plänen von Spartakus sind aus den Räten Herren geworden. Dann haben sie keinen Rat mehr nötig. Nach der Vernunft aber muß dem Rate der Beamte mit völlig gleichem Rechte gegenübertreten; er darf nicht nur der „Beauftragte" des Rates sein. Denn neben dem Willen des Beherrschten muß das Recht des Herrschenden zur gleichen Geltung kommen, damit Freiheit und Autorität beide gewahrt sind. Wenn die Volksvertretung ihrem Wesen nach die Sondervorteile des einzelnen Standes oder Bezirks vertritt, so steht der Beamte für das Ganze des Staates ein. Nur durch ihre Übereinstimmung kann ein gültiger Beschluß gewonnen werden.

Wenn die Räte aus den Berufsständen und Selbstverwaltungskörpern hervorgehen sollen, so versteht es sich von selbst, daß sie diesen auch angehören müssen Nur dann sind sie sachverständig Bei ihrer Wahl kann daher auch der Gedanke der Mehrheit ohne Schaden Anwendung finden, weil in einer solchen Körperschaft ein genügend einheitlicher Geist herrscht Denn natürlich müssen die Parteien nicht nur aus Reichs- und Landtagen, sondern auch aus Kreisversammlungen und Stadtverordnetenkollegien ausgetrieben werden. Auch diese sind auf den natürlichen Ständen des Volkes aufzubauen. Überall ist der Gedanke der Genossenschaft zu Geltung zu bringen.

Los von den Parteien! lautet die erste Forderung der Zeit Nur jenseits der Parteien liegt Deutschlands Heil!

Nur in der Persönlichkeit kommt der Geist zur bestimmten Wirklichkeit. Als Ausdruck der unbestimmten im Volke lebendigen Wünsche und Antriebe und als Ausdruck des klaren, zur bewußten Bestimmtheit zusammengefaßten staatlichen Willens stehen sich Volksvertretung und Beamtentum gegenüber Ein solches unabhängiges Beamtentum aber braucht seinen eigenen Schwerpunkt. Und dieser kann, weil der Geist nur in dem Einzelnen zur Wirklichkeit hindurchbricht, wieder nur in einem Einzelnen liegen

Mann oder Mehrheit? so lautet das letzte Entweder — Oder, nach dem sich Staaten und Verfassungen scheiden. Wir haben uns für den Mann und gegen die Mehrheit erklärt Wir können hier an der höchsten Spitze dem Zuge unserer Gedanken nicht untreu werden, hält doch der Schlußstein den ganzen Bau des Gewölbes zusammen Das Beamtentum, das mit eigener Macht der Volksvertretung gegenübertritt, ist nicht denkbar ohne einen persönlichen Mittelpunkt, ohne eine herrschende Persönlichkeit, dem der Beamte allein verantwortlich ist. Aber wer soll dieser Mann sein? Dürfen wir es wagen, einem Einzelnen den Staat auszuliefern? Denn der Staat muß ihm wahrhaft überliefert werden, er muß wirkliche Macht über ihn haben und darf nicht bloß ein Zierstück des Staates sein Herrscher ohne Macht kosten nur Geld, ohne es durch ihre Arbeit zu verdienen. Ein schlechtes Beispiel für ein Volk, wenn es an seiner Spitze einen Mann sieht, der das meiste Geld empfängt und nichts dafür leistet! Solche Drohnen brauchen wir in unserm Staate nicht

Dürfen wir es wagen, einen Einzelnen mit solcher Macht auszustatten? Ob wir es dürfen, davon ist hier nicht die Rede, vielmehr davon, daß wir es m u s s e n. Mann oder Mehrheit, es gibt kein Drittes. Die Mehrheit ist schlecht, davon haben wir uns überzeugt. So bleibt nur der Mann. Ihm müssen wir vertrauen. Ist doch das Mißtrauen gegen die Regierung ein rechtes Gewächs des zweiten Zustands, da eine Entfremdung gegenüber dem Staate eingetreten ist und Abstimmungen und Mehrheitsbeschlüsse dem Volke trügerische Vorspiegelungen machen. Dann ist das Mißtrauen in der Tat sehr am Platze, um den wahren Sinn solcher Vorgänge nicht zu verkennen. Anders in einem Staate, der dem Volke sein eigenes Wesen widerspiegelt, den das Volk versteht, weil es sich selbst in ihm wiederfindet. Hier muß der ursprüngliche Grund des staatlichen Lebens, das Vertrauen, die Treue, hervortreten.

Deutscher Staat und deutsches Volk sind in höchster Not. Wenn zu irgendeiner Zeit der deutschen Geschichte, kann heute wohl mit Fug der Ruf erhoben werden: Mögen die Konsuln Sorge tragen, daß das Gemeinwesen keinen Schaden leide! Jedes mit dem natürlichsten staatlichen Bewußtsein erfüllte Volk hat auf solchen Ruf den Weg eingeschlagen, auf dem einzig Rettung zu erreichen schien. Er hat seinen Staat mit allem, was darin war, und allem, was dazu gehörte, dem Manne zu unumschränktem Gebrauche überantwortet, zu dessen reiner Einsicht und starkem Willen es das meiste Vertrauen hatte. Wir aber zanken uns um des Kaisers Bart, während Räuber und Diebe uns ausplündern bis aufs Letzte! Das ist die politische Reife des deutschen Volkes!

Von dem Staate überhaupt, nicht von dem Staate in höchster Not soll hier die Rede sein. Jener braucht keinen Diktator, wohl aber einen Herrscher an seiner Spitze, der wahrhaft Macht hat und Macht zu üben versteht.

Wer soll es sein? Das ist bald gesagt und noch keiner, der über den Staat gedacht hat, war deshalb im Zweifel: der Beste. Die Frage ist nur: wie den Besten finden?

Vier Wege gibt es, auf denen Herrschaft erlangt wird: Geburt oder Gewalt, Wahl oder Ernennung. In den beiden ersten Fällen übernimmt der Träger der Herrschaft sie aus eigenem Recht, in den beiden andern wird ihm dies Recht übertragen. Zwei von diesen

Wegen scheiden für unsere Betrachtung aus: Wahl und Gewalt. Daß durch Gewalt der Beste an die Spitze des Staates kommt, wäre ein Wunder, denn dazu müßte er herrschsüchtig sein. Und der Beste ist dies am wenigsten. Halten aber kann sich ein Gewaltherrscher nur, indem er dem Volke trügerische Vorteile vorspiegelt. Sein Staat ist also nicht der der Wahrheit, den wir suchen, sondern der des Truges. Und auch Wahl ist unmöglich. Denn Wahl ist Geldsache, und was hilft es, den Staat aus den Klauen des Geldes zu befreien, wenn wir seinen Herrscher ihnen wieder preisgeben? Wahl ist nur möglich, wenn ein fest geschlossener Stand wesentlich Gleichgesinnter aus seiner Mitte den Führer kiest, so daß Einstimmigkeit zu erreichen ist. Jede Wahl, die nicht einstimmig erfolgt, ist sinnlos. Ist jene Geschlossenheit der Wählenden gesprengt, so muß sie durch Versprechungen des Bewerbers künstlich wiederhergestellt werden. Sie geschehen auf Kosten des Reichs. Der Zwang der Wahl war dem deutschen Königtum des Mittelalters wahrlich nicht heilsam. Sein Feind, der Papst, wußte, was er tat, als er den Wahlgedanken auf Kosten der Erblichkeit forderte. Wie sollten gar die heutigen Wahlumtriebe mit ihren schmutzigen Geldgeschäften den Besten an die Spitze bringen!

So bleibt Geburt und Ernennung. Die Vorteile des Erbkönigtums liegen auf der Hand und brauchen nicht aufgeführt zu werden. Die größten dürften sein die Unabhängigkeit von dem Willen der Beherrschten und die dadurch gegebene Macht, den Willen des Staates wirklich zur Geltung zu bringen, sowie die unlösbare Verknüpfung des eigenen Schicksals mit dem Schicksal des Staates und das dadurch gesteigerte Gefühl der Verantwortlichkeit. Es ist sicher vorteilhafter für den Staat, wenn der Herrscher sich bewußt ist, daß er selbst mit seiner ganzen Familie auf Gedeih und Verderb an das Glück des Staates geschmiedet ist, als wenn ihm im schlimmsten Falle ein Ruhesitz mit einem bedeutenden Jahrgeld werden kann. Das frühe Bewußtsein seiner hohen Bestimmung kann dem Thronanwärter ein mächtiger Antrieb zur sittlichen Entwicklung werden. Solange eine Familie vorhanden ist, die durch angestammte Art und überlieferte Sinnesweise eine Gewähr gibt, durch Geschlechter hindurch würdige Träger der Krone zu stellen, ist die Erbmonarchie ohne allen Zweifel die beste Verfassung.

Eine andere Frage ist es, ob wir Deutsche noch solche Familien besitzen. Ohne Zweifel mußte gerade dem monarchisch Gesinnten die Entwicklung unsrer Fürstengeschlechter seit langem die schwerste Sorge bereiten. Nicht erst seit gestern und vorgestern. Man übertreibt nicht mit der Behauptung, daß seit den Tagen Friedrichs des Großen und Josephs II. vielfach schmählich mit dem Kapital monarchischen Bewußtseins in Deutschland gehaust wurde. Man denke an die Rolle so vieler Fürsten während der napoleonischen Zeit, an den harten Undank, mit dem den großen Männern der preußischen Erhebung von der Krone gelohnt wurde, an Friedrich Wilhelms IV. Schwachen und an so manche weltfremde Gestalt der Königshäuser. Eine wunderbare Fügung des Schicksals führte in der Zeit der deutschen Einheitskriege noch einmal eine Reihe bedeutender und zuverlässiger Männer auf die deutschen Throne, mit deren Hilfe Bismarck sein großes Werk gelang. Diese Zeit hat dem monarchischen Bewußtsein in Deutschland wieder einen mächtigen Aufschwung gebracht.

Aber die folgende Zeit hat von diesem neu gesammelten Kapital wieder reichlich viel abgewirtschaftet. Wir wollen von den einzelnen Männern schweigen; daß sie vielfach ihren großen Ahnen weder an Einsicht noch Charakter glichen, ist allzu bekannt. Schlimmer war, daß sie jene für unser ganzes geistiges Leben so mörderische Herrschaft des Geldes nicht einzudämmen vermochten, ja ihr selber erlagen. Mehr als ihrer erhabenen Stellung über allen Gegensätzen des Volkslebens dienlich, wurden die Herrscher selbst in die Bestrebungen des Geldwesens eingesponnen. Und jener Fluch des Geldes, alles was es berührt, in Schein zu verwandeln, vollzog sich auch an ihnen. Sie lebten vielfach in einem von der lebendigen Wirklichkeit des Volkes abgeschiedenen Reiche, ließen sich von Schmeichlern umgarnen und verschlossen den Treuen ihr Ohr. Die bescheidene Wahrhaftigkeit der Ahnen war einem dünkelhaften Scheinwesen gewichen.

Die Kluft, welche zwischen Volk und Herrscher sich langsam auftat, wurde durch den Krieg noch erweitert. Für die militärische Leitung war es gewiß vorteilhaft, daß die Fürsten daheim blieben; nicht für die Einheit von Fürst und Volk. Wir haben früher gesehen, wie der Geist der Heimat und der Geist der Front in einen immer schärferen Gegensatz gerieten. Es war nicht gut,

daß die Fürsten in der Hauptsache nur die Luft der Heimat atmeten und so dem Heere entfremdet wurden. Wenn es vorkommen konnte, daß statt Auszeichnungen, deren Beschaffung zu teuer sein mochte, gedruckte Zeugnisse der Anerkennung ins Feld geschickt wurden, auf denen sowohl der Name des Fürsten wie der seines Ministers lithographiert war, so zeugte dies kleine, nebensächliche Beispiel von einer erschreckenden beiderseitigen Entfremdung. Es sprach daraus jener dünkelhafte Geist, der den eigenen Namen als so ungeheuer erhaben ansah, daß selbst für das Höchste, was der Staat vom Manne verlangen kann, den Einsatz des Lebens vor dem Feinde, dieser Name auch nur im Steindruck ein angemessener Dank sei. Fast sprach daraus jene Fratze der Kriegsgewinner, die bekanntlich vielfach als Berater neben dem Throne standen. Ihr höhnisches Lächeln, das wir auf Urlaub so oft aushalten mußten, wollte uns sagen: Ihr an der Front, die Ihr Euch nicht zu drücken versteht, seid so dumm, daß man Euch alles anbieten kann.

Daß dieser Geist des Dünkels und diese Entfremdung vom Volke nicht auf die Träger der Kronen beschränkt blieb, sondern daß ihre Söhne reichlich daran teilnahmen, ist bekannt. Hervorragende Männer sind gewiß auch unter den Angehörigen dieser Familien, aber ob die Familien als solche noch die Gewähr bieten, durch längere Geschlechterfolgen dem Staate tüchtige Herrscher zu stellen, kann füglich bezweifelt werden. Und bei dem Erbkönigtum kommt es eben auf diese Folge und nicht nur auf den einzelnen Mann an, weil gerade die Folge dem Leben des Staates Einheit und Sicherheit leihen soll.

Trotz solcher Bedenken ist es wohl am wahrscheinlichsten, daß Deutschland über kurz oder lang zur Monarchie zurückkehren wird. Wenn wir uns überzeugt haben, daß Mehrheiten den Staat nicht zu seinem Glücke leiten können, werden wir uns den Mann erwählen, in dessen Händen wir Deutschlands Schicksal sicherer bewahrt wissen. Und dann wird die ganze Überlieferung unserer Geschichte wohl die Erbmonarchie als die gegebene Staatsform erscheinen lassen. Möchte es dann wenigstens eine wahrhafte Herrschaft sein, die dem Herrscher auch Macht gibt, und nicht jenes elende Zwitterding eines rein parlamentarischen Königtums. Das hieße alle Nachteile des „parlamentarischen Systems" beibehalten

und sich außerdem noch den überflüssigen Aufwand eines Hofes leisten. Das können ernsthaft doch nur solche wünschen, die ihrem dürftigen Wesen noch einmal in der Sonne des Hofes einen neuen Glanz geben möchten.

Wenn aber wirklich einmal die Monarchie in Deutschland wieder ihren Einzug hält, dann muß von allen, die ihr im Herzen zugetan sind, eine Forderung laut und vernehmlich gestellt werden: Die Fürstenerziehung ist eine öffentliche Angelegenheit. Noch alle Zeiten, welche sich zur Monarchie bekannten, haben der Frage der Fürstenerziehung die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet. Ein reiches Schrifttum aus allen Jahrhunderten ist dessen Zeuge. Nur im neunzehnten Jahrhundert ist es davon unheimlich still geworden. Die Erziehung des Kindes, in dessen Hände künftig das Schicksal des Staates gelegt werden sollte, wurde dem Zufall anheimgestellt, den Eltern, die, selbst wenn sie vortreffliche Fürsten waren, darum noch keine guten Erzieher zu sein brauchten, es kaum sein konnten, denn sie hatten wahrlich andres zu tun, oder den Männern, welche die Eltern nach ihrer beliebigen Neigung erwählten. Man meinte wohl gar, die allgemeine Erziehung sei auch für den künftigen Fürsten gerade die rechte. Eine große Torheit! Die Folgen solcher Gedankenlosigkeit haben wir erlebt.

Der Fürst gehört nicht sich selbst und seiner Familie; er gehört dem Staate. Dafür gehört der Staat auch ihm. Die Erziehung des künftigen Herrschers geht die Allgemeinheit aufs nächste an. Sie darf nicht dem Zufall preisgegeben, sondern muß in die Hände der Besten gelegt werden. Und die Klügsten und Edelsten des Volkes sollten es dann wieder, wie in alten Zeiten, für eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansehen, über die wahre Erziehung des Fürsten nachzudenken. An der Erziehung des Fürsten hängt Glück und Unglück des Staates; seine Erziehung ist schuld, wenn er die Wahrheit nicht erträgt und in die Schlingen der Schmeichler fällt. —

Es besteht vielfach die Ansicht, daß wir, wollen wir die Spitze unsres Staates den unlauteren und schädlichen Einflüssen der Wahl entziehen, zur Erbmonarchie zurückkehren müssen. Diese Ansicht ist irrig. Es gibt eine Form, nach der sich die oberste Staatsgewalt aus eigener Macht fortpflanzt, ohne bei jedem Wechsel auf den sogenannten Willen des Volkes zurückzugehen, und bei der die

Folge doch nicht durch die Geburt bestimmt ist. Nach dem ursprünglichen Gedanken des römischen Staatsrechts ernennen die Träger der Herrschergewalt ihren Nachfolger. Später ist dies Recht neben der Wahl durch die Volksversammlung mehr und mehr zu einer bloßen Förmlichkeit herabgesunken. Aber in Zeiten der Not lebte es wieder zu voller Bedeutung auf. Dann ernannte der derzeitige Träger der höchsten Staatsgewalt, der eine der beiden Konsuln, den Diktator, und er übte dies Ernennungsrecht vollkommen uneingeschränkt aus. Auch in der Erbfolge des deutschen mittelalterlichen Königtums spielte das Recht der Ernennung durch den Vorgänger eine wichtige Rolle. In den meisten Fällen bezeichnete der König seinen Nachfolger, und die Wahl durch die Fürsten war dann nicht viel mehr als eine Bestätigung. Gewöhnlich wurde dieses Recht der Bezeichnung nur angewandt, um die durch Gesetz nicht festgelegte Erbfolge zu sichern. Aber in dringenden Lagen sind einsichtige Könige von dieser Gewohnheit auch abgewichen und haben an Stelle ihres ungeeigneten Erben den Tüchtigsten, selbst wenn es ihr Feind war, als ihren Nachfolger bezeichnet. Zwei der größten Königsgeschlechter des Mittelalters haben so die Krone erlangt, die Sachsen und die Staufer.

Ein natürliches Gefühl liegt diesem Rechtsgedanken zugrunde. Wer als Lebender den Staat in bester Hut gehalten hat, wird, so muß man glauben, auch über seinen Tod hinaus am besten für ihn zu sorgen wissen. Seinem reinen und hohen Willen, aus dem das Gesetz des Staates hervorgeht, muß auch die Sicherung der Erbfolge entfließen. Eine Mitwirkung der höchsten Reichsämter und Reichsräte brauchte dadurch nicht ausgeschlossen zu sein; ihre Einwilligung mußte insbesondere nötig sein, wenn der Herrscher durch Ernennung seines Sohnes beabsichtigte, die Herrschaft seiner Familie zu erhalten. Diesen Fall auszuschließen, wäre Torheit. Das elende Mißtrauen gegen die Söhne großer Männer, wie es heute vielfach herrscht, ist nur ein Zeichen unserer gesunkenen Seelenkraft. Völker, die an sich glauben, haben noch immer darauf vertraut, daß tüchtige Väter tüchtige Söhne zeugen. Weil aber eine Familie, die eine unzweifelhafte Gewähr tüchtiger Nachkommen gäbe, vielleicht nicht vorhanden ist, ja scheint es richtig, die Wahl des Sohnes durch den Vater mit besonderen Sicherheitsmaßnahmen zu umgeben.

Die Könige des Mittelalters machten ihre erwählten Nachfolger häufig zu Mitherrschern. Es hatte dies den Vorteil, daß der junge König allmählich mit den Aufgaben seiner hohen Stellung vertraut wurde und später als schon Bewährter den Thron bestieg. Dies Verfahren dürfte sich bei der hier vorgeschlagenen Erbfolge durch Ernennung besonders empfehlen. Der Herrscher bildet sich seinen Nachfolger heran, um ihm als seinem geistigen Kinde das Reich zu vermachen. Dies ist jedenfalls besser, als die in den früheren deutschen Monarchien vielfach übliche Art, den Nachfolger ängstlich den Staatsgeschäften fernzuhalten, damit er nur möglichst unvorbereitet und ohne Kenntnis seiner Aufgaben seinen hohen Beruf übernimmt.

Ist der Herrscher wirklich der Beste, wird er auch den Besten zu finden wissen. Aber wie sollen wir den Ersten Besten finden, dem wir zuerst unsern Staat anvertrauen? Rettung aus dem drohenden Untergang kann uns nur werden, wenn wir das Schicksal unsres Staates ein erstes Mal in freier Tat an den Willen des Besten knüpfen.

In Zeiten höchster Not berief der römische Konsul den Tüchtigsten als Diktator an die Spitze des Staates. In Zeiten großer Not entschlossen sich deutsche Könige, unter Verzicht auf das Erbrecht ihre Krone dem Würdigsten zu vererben. Große Zeiten bewähren die Menschen, und große Zeiten der Not noch mehr als große Zeiten des Glücks. Solche Zeiten machen offenbar, was an den Menschen ist. Ihr Wissen und Können, ihr Wägen und Wollen liegt klar und allen verständlich vor den Augen der Mitwelt ausgebreitet. Noch verhindern Leidenschaften und von den Parteien planmäßig gepflegte Verblendung unser Volk, seine Besten zu erkennen. Aber wenn uns das Wasser an die Kehle steigt, wird das deutsche Volk einsehen, daß es von Redensarten nicht leben kann, und nach dem Retter schreien, zu dessen starker Hand es einzig Vertrauen hat. Dann wird es möglich sein, aus dem allgemeinen Vertrauen des Volkes ohne Ränke und Schliche den Ersten zu finden, dem wir als dem Besten das Schicksal unsres Staates überantworten können.

9. Von unserem Volk.

Die innere Bildung des Geistes und seine äußere Gestalt im Staate verschmelzen zur lebendigen Einheit des Volkes. Keine Bildung und wahrer Staat können bestehen nur auf dem Boden eines gesunden und seiner Eigentümlichkeit sich bewußten Volkslebens. Wie steht es um das deutsche Volk?

Alles Leben ist Form, werdende Form. Aus dunklem Grunde gestaltet es sich zum Licht; aus dem Reich des Unbestimmten, Nichtseienden ringt es sich los zu festem Sein und klarer Bestimmtheit. Auch das Leben des Volkes ist Form, bewußt geschaffene Form. Denn die Menschen, zur Freiheit berufen, gestalten sich selber ihr Leben durch ihre Tat. In ihrer Tat bezwingen sie das Äußere und prägen ihm ihr eigenes Wesen auf. Aber in dieser Prägung prägen sie sich auch selbst, in ihrer gestaltenden Tat gestalten sie ihre eigene Form. In seiner Arbeit bildet sich die eigentümliche Gestalt eines Menschen heraus, in seiner Arbeit gewinnt auch ein Volk die ihm eigentümliche Form.

Wir wollen von dem Leben des deutschen Volkes reden. So müssen wir von der deutschen Arbeit reden.

In der Arbeit gestaltet sich das sinnliche Leben zum sittlichen. Das Sinnliche, das schlechthin Nichtige, das in jedem Augenblick seines Seins schon in das leere Nichtsein entschwindet, wird in der Arbeit gebunden und zu einer gewissen Dauer befestigt. Dem dunkeln Grunde des Lebens, in dem bloße Verneinung gilt, wird die helle Gestalt bewußter Willensschöpfung abgerungen. Das Unbestimmte, Ungeheure wird in das Licht bestimmter Formung emporgezogen. Die Arbeit ist der Damm, den der menschliche Wille der dunkeln Flut entgegengeworfen hat und beständig entgegenwirft, das Feld seines Wirkens sich zu schützen. Unablässig nagen ihre Wogen an unserm Land, ermattet unser Bemühen, so werden sie uns ohne Erbarmen verschlingen.

In der Arbeit, der freien Tat des sittlichen Willens, wird dem Sinnlichen, das durch sich selbst nicht zu bestehen vermag, Bestand und Dauer verliehen. Nur durch die Arbeit vermag sich das sinnliche Leben zu erhalten. Die Bedürfnisse der sinnlichen Natur, Zeugen ihrer Nichtigkeit und ihrer Unfähigkeit, aus sich selbst zu dauern, werden zum Stachel des Sittlichen und erziehen zur Arbeit. Die Arbeit ermöglicht auch die Fortdauer des sinnlichen Lebens über die dem Dasein des Einzelnen gesteckten Grenzen hinaus. Die Erhaltung der Nachkommen und ihre Heranbildung zur Fähigkeit eigener Arbeit fällt in den Umkreis der der Arbeit gestellten Pflichten. Die Familie, als die Einheit der durch Arbeit Erhaltenen, bildet sich eben durch die Arbeit heraus. Der in der Arbeit gewonnene und ersparte Besitz bindet ihre vergangenen und künftigen Glieder aneinander. Die Arbeit prägt der ganzen Lebensführung des Einzelnen ihre besondere Eigenart auf.

So gestaltet sich der Mensch durch seine Arbeit sein eigentümliches Leben. In der Gemeinschaft greift sie mannigfach in die der Andern ein. Es entsteht ein großer Zusammenhang der Arbeit, dessen eigentümliche Gliederung dem ganzen Volke seine besondere Eigenart leiht. Indem der Einzelne durch seine Arbeit den Andern beisteht, ihr Dasein zu erhalten, empfängt er die Früchte ihrer Arbeit zur Erhaltung des seinigen. Jeder Einzelne ist so zu einer besonderen Arbeit berufen. Dieser Beruf bestimmt den Stand, dem er im Leben seines Volkes angehört. Die Berufsstände machen die natürliche Gliederung des Volkes aus.

Damit das Leben des Volkes Gestalt empfange, müssen diese Stände einträchtig zusammenwirken. Platos Forderung muß sich erfüllen: Jeder tue nur eines! Aber in seinem Tun muß er das Tun der Andern anerkennen und sein Tun dem Zusammenhang des Ganzen einordnen. Diese Gliederung muß eine lebendige sein, soll anders das Volk wirklich zu einer lebendigen Gestalt gelangen. Lebendige Gliederung aber — das kann uns jede Pflanze lehren — besteht in Über- und Unterordnung; höhere Tätigkeit gliedert sich niedere ein, niedere Tätigkeit gibt sich willig an die höhere hin. Anerkennung des höheren Willens, Ehrfurcht vor seinen größeren Zwecken und Liebe aller Glieder zueinander in dem Bewußtsein gemeinsamen Wirkens, das sind die Klammern, welche die ausein-

ander strebenden Kräfte eines Volkes zur Einheit eines natürlichen Lebens zusammenhalten.

Führer oder Gefolgsmann sein, das ist die Aufgabe für einen jeden, wie Befehl und Gehorsam der Grund alles sittlichen Lebens. Nur soll der Gefolgsmann wieder andern zum Führer werden, wie der Führer sich der Gefolgschaft eines Höheren einreiht. Führer und Mannen sind die Träger jedes gesunden völkischen Lebens.

So lebt der Geist in jedem Einzelnen und im Ganzen der völkischen Gemeinschaft. Er lebt nur im Besonderen, Bestimmten, und abgezogene Begriffe sind so wenig sein Wesen, daß sie ihm vielmehr tödlich werden. Nur in der Besonderheit seines Berufs, seiner Familie, seines Standes verwirklicht der Einzelne sein Leben. Nur in der Besonderheit seiner völkischen Eigenart, die in Wirtschaft und Recht, Gesittung und Bildung sich offenbart, verwirklicht sich auch das Leben eines Volkes. Wohl dem Manne, dessen ganzes Dasein, gegründet auf seine Arbeit, in all seinen Äußerungen von einem einheitlichen Geiste durchdrungen ist! Goethe hat uns manches Bild solchen deutschen Lebens, besonders aus dem Kreise des Handwerks, gezeichnet. Und wohl dem Volke, das seiner Eigenart sich bewußt, sie in allen Gestalten seines Lebens zur Darstellung zu bringen versteht!

Solch schöner Besonderheit gegenüber ist das Allgemeine nicht etwa das Höhere. Der Geist lebt nur im Besonderen, er ist in jeder seiner Handlungen der ewig Einmalige, Unvergleichliche. Das Allgemeine und Gleiche ist sein Tod. Er gibt sich in jedem Einzelnen seinen besonderen, nicht zu wiederholenden Wert. Das Gleiche ist das Wertlose, das vom Geiste Verlassene. Wehe dem Manne, der um allgemeiner und gleicher Vorteile willen sein eigentümliches Leben preisgibt! Mehr noch wehe dem Volk, das dem Traumbild einer Weltkultur nachjagt und darüber sein besonderes Dasein fahren läßt. Sie haben nicht nur auf ihren, sie haben auf den Geist überhaupt verzichtet.

Nur in der durch seine Arbeit erzeugten, lebendig natürlichen Gliederung liegt Glück und Heil eines Volkes. Jeder besitzt an seiner Stelle ein volles und ganzes Leben und reiht sich doch zugleich als notwendiges Glied in die Gemeinschaft ein. In den Führern bricht der Geist des Ganzen zum klaren Bewußtsein über sich selbst hindurch

Dies ist die Wahrheit des Sozialismus: die lebendige Einheit eines Volkes in seiner schaffenden Arbeit. —

Je verwickelter das Leben wird, desto weniger wird es dem Einzelnen möglich, sein Dasein sich unmittelbar durch eigene Arbeit zu erhalten. Ein Austausch der verschiedenen Erzeugnisse macht sich nötig, dessen Vermittlung das Geld, das allgemeine Tauschmittel, übernimmt. Durch die Entwicklung der Geldwirtschaft wird die Arbeitskraft und Arbeitsleistung eines Volkes ohne Zweifel mächtig gesteigert. Neue und große, früher nicht geahnte Aufgaben werden jetzt erst ermöglicht; die Gliederung des Volkes wird reicher, reicher seine Gesittung und Bildung.

Diese wohltätigen Wirkungen des Geldes dauern gerade so lange, als das Geld in seiner dienenden Stellung gegenüber der Arbeit belassen wird; so lange die Arbeit, die schaffende und tätige Macht, der bestimmende Antrieb im Leben des Volkes bleibt. Aber sie wird im Augenblick in ihr Gegenteil verwandelt, wenn das Geld zum Herren des Lebens erhoben wird. Das hängt nicht von äußeren Umständen ab, sondern allein von der inneren Einstellung des Willens. Es ist keine wirtschaftliche, sondern eine sittliche Frage.

Die Arbeit gestaltet das sinnliche Leben zum sittlichen, sie ist das schlechthin Schaffende, der Grundwert des Daseins. Das Geld dagegen, sahen wir früher, ist das schlechthin Wertlose, das zwar jedes Schaffen anzuregen, aus sich selbst aber keine Taten zu zeugen vermag. Im Dienste der Arbeit vermag es am Schaffen teilzunehmen, wie in jedem kräftigen Ja auch das Nein noch mitklingt, das es überwunden hat. Als Herrin der Arbeit aber zieht das Geld sie mit unwiderstehlicher Kraft in den Bannkreis des bloß Scheinhaften und Nichtigen, in dem das Geld sein Wesen treibt. Wenn sich der Wille von der schaffenden Arbeit der nichtigen Macht des Geldes zuwendet, dann tut sich drohend der dunkle Grund des Daseins auf, dem die Arbeit beständig das Leben zu entringen sucht. Im Geld, dem schlechthin Nichtigen, ist dieser dunkle Grund recht eigentlich dargestellt, als die diesem Grunde entstammende teuflische Gewalt bestrickt es den Sinn der Menschen. Läßt sich der Wille verführen, daß er nicht mehr an der lebendigen Tat, sondern am toten Gelde Gefallen findet, dann ist mit einem Schlage das ganze Ansehen des Lebens furchtbar verändert. Dann hat Gott

sein Antlitz verborgen und der Teufel hat Macht über das Leben gewonnen.

Das sittliche Band, welches das Leben gestaltete, ist nun gesprengt, und eine allgemeine Auflösung ist die notwendige Folge. Zerstört ist die innere Einheit von Geist und Arbeit, da die Arbeit nur noch als lästiges Mittel zum Erwerb des Geldes angesehen wird. Zerstört ist die Liebe zum Beruf, auf der sich das besondere Leben der Familie aufbaute, zerstört ist die natürliche ständische Gliederung des Volkes. Es löst sich auf in eine gleichartige, nur durch die Menge ihres Geldes unterschiedene Masse. Da jeder nur nach seinem Vorteil giert, schwindet die Liebe, und Haß und Neid reißen die Glieder des Volkes auseinander. Keiner will in seinem Stande verharren, sondern ohne Rücksicht auf Anlage und Vermögen dorthin gelangen, wo ihm die größten goldenen Berge winken.

Früher stand jeder an seiner natürlichen Stelle in der großen Gliederung des Volkes und war stolz darauf, sie am besten auszufüllen. Jetzt erst entsteht der Glaube an ein Oben und Unten, wobei das Oben noch gar nach dem Gelde, dem ewig Untersten des Lebens, bestimmt wird. Der Neid wird der Stachel des Lebens. Jetzt erst entsteht das Proletariat, und eigentlich wird jetzt die ganze Gesellschaft Proletariat. Denn der Neid durchwaltet sie von Oben bis Unten, und der Neid ist das eigentliche Wesen des Proletarischen. Der Neid erst macht den Proletarier; frei vom Neide haben sich Bettler als Könige gefühlt.

Der durch die Macht des Geldes aufgeregte Neid steigert die Macht des Geldes beständig. Ein verhängnisvoller, untrennbarer Zusammenhang! Bald ist für Geld alles zu haben, und die Macht fällt von selbst denen zu, die das meiste Geld besitzen. Um ihre Macht zu mehren, werden sie absichtlich den Geist des Geldes befördern und die Gier nach Geld immer weiter aufstacheln.

Die natürliche Gliederung des Volkes wird damit zerstört. Es gliedert sich jetzt nicht mehr in Stände nach seiner Arbeit, sondern in Klassen nach der Menge seines Geldes. Dabei verlegt sich der Schwerpunkt von selbst nach den äußersten Gegensätzen, in denen die Art des Neuen am schroffsten hervortritt. Kapitalist und Proletarier werden die bestimmenden Gewalten. Ihre Macht wird am stärksten, die der Kapitalisten durch die Menge ihres Geldes, die der Proletarier durch die Menge ihrer Fäuste. In beiden Fällen

gelten nicht mehr die wahren Werte, die ewig einmaligen und unersetzlichen, sondern allein — was sich zählen läßt.

Kapitalismus und Sozialismus — was heute so genannt wird, das Zerrbild des wahren Sozialismus — stehen sich nicht als das Bekenntnis der Ausbeuter und Ausgebeuteten gegenüber, wie man uns glauben machen will, jener ist nicht für die Leute mit und dieser für die Leute ohne Geld. Geld hat der Kapitalismus den Proletarier längst verdienen lassen. Vielmehr sind sie beide auf dem gleichen Boden der Gier nach Geld erwachsen. Das bedarf heute keines Erweises mehr, die Geschichte **hat** es erwiesen. Die Sozialisten wollten nicht die Herrschaft des Geldes brechen, sondern daran teilnehmen. Die Gier nach dem Gelde der andern ist der eigentliche Antrieb des Sozialismus und der revolutionären Bewegung.

Deshalb ist die Wirkung beider Mächte auch die gleiche: die Auflösung des Volkes in einen gleichartigen, ungegliederten Brei. Der Kapitalismus löscht jeden besonderen Stolz und jede Eigenart aus und will das Volk als eine zusammengefaßte Masse vor seinen Karren spannen. Und der Sozialismus wieder will jedes Führertum aufheben, alle in alles hineinreden lassen und ist so die nämliche Gleichmacherei. Niemand soll mehr etwas Besonderes sein, wissen oder können, sondern alle alles gleich. Das ist das notwendige Ziel. Denn nur das Gleiche, was sich zählen läßt, gilt unter der Herrschaft des Geldes. Darum sind beide Mächte auch viel mehr verbündet, als ihr vor der Öffentlichkeit aufgeführter Kampf es ahnen läßt. Er ist oft nur Theater. Auch das haben die Jahre unter der Herrschaft der Sozialisten bewiesen. An alle und die besten Einrichtungen hat man zu rühren gewagt, aber vor den großen Banken ist man mit ehrfurchtigem Schauder zurückgewichen. Die Herrschaft des Geldes ist nicht etwa gebrochen, ja sie ist nicht einmal angegriffen, vielmehr in einer unerhörten und früher nie geahnten Weise gesteigert.

Unsere sogenannte Kriegswirtschaft war ein rechtes Kind dieses unnatürlichen Bundes. Äußerlich trug sie vielfach die Züge sozialistischer Wirtschaftsform, innerlich hat sie die Macht des Kapitalismus furchtbar vergrößert. Spätere Forschung, die tiefer in diese unglückselige Wirtschaft hineinleuchten kann, wird solche Verbindung von Kapitalismus und Sozialismus gewiß überall feststellen. Nachdem sie unzweifelhaft zusammengebrochen ist, sucht jetzt jeder der

beiden Teilhaber die Schuld auf den andern zu schieben. Unvoreingenommene Betrachter werden wohl zu dem Schlusse kommen, daß sie beide einander wert waren. Das Ergebnis war allerdings bewundernswert! Um das Volk sicher ernähren zu können, verdrängte man die Waren vom Markte, damit alle satt würden, mußten alle hungern, um die Preise niedrig zu halten, erzeugte man eine wahnsinnige Teuerung, um jede Ungerechtigkeit in der Verteilung zu meiden, züchtete man Betrug und Schiebertum groß und zersetzte den ganzen sittlichen Bau des Volkslebens. Und wenn der letzte Erweis der Unfähigkeit des Systems noch fehlte, und das Volk wirklich noch nicht gesamterhand verhungert auf der Straße lag, so war das wahrlich nicht dem System, sondern nur den Lücken, die es ließ, zu danken. Nicht dieser Sozialismus, sondern die Unmöglichkeit, ihn vollständig durchzuführen, hat uns alle vom Hungertode gerettet.

Nun kennen wir das Aussehen des Volkes unter der Herrschaft des Geldes. Heimische Kriegswirtschaft und Revolution haben den Geist des Geldes zur vollen Blüte gebracht. Die Geldgier waltet fessellos. Wenn früher schon die Arbeit nicht mehr als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Gelderwerb angesehen wurde, so will man jetzt Geld verdienen ohne Arbeit. Die am wenigsten können, möchten das meiste erhalten. Faulheit und Genußsucht sind die Triebfedern des Lebens, Schmutz, Unehrlichkeit, Feigheit, Roheit die weiteren Folgen. Es ekelt einen, die Liste weiterzuführen. Priapus ist der Gott der Zeit.

Der Geist, wenn man bei solch schmutzigen Trieben von Geist noch reden will, ist der Geist des Kientopps, d. h. das gerade Widerspiel allen Geistes. Der Geist lebt im Wort, hier werden schreiende Bilder, denen kein Wort den Atem lebendigen Sinnes einhaucht, angegafft. Der Geist gibt allem Dasein erst Sinn und Zusammenhang. Hier folgen abgerissene Bilder ohne innere Folge aufeinander, jedes nur bestimmt, möglichst aufregend zu wirken. Der Geist betätigt sich in der klaren und bestimmten Auffassung jedes Eindrucks, hier wird in flackernder Beleuchtung und rasendem Wechsel der Bilder alles nur im Groben und Gröbsten aufgenommen. Der Geist lenkt den Willen nach seinem vernünftigen Urteil, hier wird Wille und Urteil wie absichtlich erstickt in dem blöden Angaffen aufregender Bilder. Anschauung, Gefühl und Einbildungskraft

werden zum Äußersten aufgereizt, um desto erschlaffter in den Alltag zurückzusinken. So wird ein Geschlecht erzogen, das in nichts Wirklichem mehr wahrhaft zu leben vermag, dem das Dasein in eine Kette zusammenhangsloser, durch keinen sittlichen Willen und keinen allgemeinen Gedanken verbundener Eindrücke zerfällt. Die Wirkung solcher Eindrücke stumpft sich bald ab, so sucht man ihnen immer schreiendere Farben zu geben, um sie dadurch nur immer mehr abzustumpfen. Der Geist wird, da er an nichts Wahrem mehr einen Halt besitzt, in das leere Nichts hinabgerissen.

Wir haben jetzt einen Namen für jenen dunkeln Abgrund, der sich unter den Füßen unsres Volkes auftut. Wir nennen ihn Bolschewismus. Er ist das reine Nichts, in das der ganze sittliche Bau eines Volkslebens zu versinken droht. Gutmütige mögen selbst den Bolschewiken noch höhere Absichten andichten. Aber man lese doch ihre Aufrufe und prüfe ihre Handlungen! Alles Verneinende wird bejaht, alles Bejahende wird verneint, das ist die Summe ihrer Weisheit. Völlig albern aber ist es, wenn sie sich mit der Abschaffung des Geldes brüsten. In Wahrheit sind sie nur von e i n e m Antrieb bewegt, von der Gier nach Geld. Was regt denn die Massen auf? Was verleitet sie zu ihrem sinnlosen, ihnen selbst so schädlichen Tun? Es ist immer nur e i n Beweggrund, mag er mit noch so schönen Namen sich verbrämen: die Gier nach dem Gelde der Andern. Die Form, welche diese Gier in dem Bolschewismus angenommen hat, ist nur die höchste Steigerung jener Richtung auf das leere Nichts, welche der Wille einschlägt, sobald er das Geld zum entscheidenden Antrieb seines Handelns macht. Im Bolschewismus entledigt sich diese Gier jeder Scheu vor Recht, Gesetz und Sitte, sie streift die letzten Hemmungen ab, um sich in ihrer ganzen nackten Scheußlichkeit zu zeigen. Damit enthüllt sich aber zugleich ihre volle Nichtigkeit. Der Bolschewismus ist der Abgrund des Nichts, vor dem das Leben zu bewahren, bisher der Zweck aller sittlichen Arbeit gewesen ist.

Wenn an dem russischen Bolschewismus diese Folgen nur noch zum Teil hervorgetreten sind und er jedenfalls nicht das gesamte russische Leben zu vernichten vermocht hat, so findet das seine einfache Erklärung darin, daß das große russische Bauerntum für ihn eigentlich unangreifbar ist, weil hier das Geld noch wenig in den wirtschaftlichen Vorgang eingreift. Seine wahren Absichten kann

er nur zur Geltung bringen, wo ihm das Geld eine Handhabe bietet, und da hat er es auch in Rußland gründlich besorgt.

Wir haben den Gang des Volkslebens verfolgt und gesehen, welche Richtung er unter der Herrschaft des Geldes nehmen mußte. Der Wille ist vom schaffenden Ja zum zerstörenden Nein abgewichen und drängt unaufhaltsam dem dunkeln Abgrund entgegen. Man wird nicht leugnen können, daß die Juden einen wichtigen Anteil an dieser Entwicklung haben. Gewiß ist es unrecht, ihnen allein die Schuld daran aufzubürden. Sie fanden reichlich Gesinnungsgenossen in unserem Volke, und wenn ihre Gedanken uns fremd anmuten, warum ließen wir sie Macht über uns gewinnen? Aber ihre geschichtliche Rolle ist es nun einmal, die geschilderte Richtung des Volkslebens besonders stark zum Ausdruck zu bringen. In ihrer Zerstreutheit sind sie überall von dem inneren Leben des Volkes getrennt, seine Einrichtungen und Sitten sind ihnen fremd und besitzen ihnen keine Heiligkeit. Mit dem Gelde waren sie von frühe an vertrauter als andere Völker. So sind sie als Träger der Verneinung unserem Volkstum eingeimpft, die dunkle Drohung mit dem Abgrund des Nichts in dem hellen, zur bestimmten Form gestalteten germanischen Leben. —

Deutschland sinkt unaufhaltsam in den Abgrund. Die Jahre seit der Revolution, die uns Befreiung von der Herrschaft des Geldes verhieß, haben die Macht des Geldes furchtbar gesteigert; wehrlos gefesselt ist das innere und äußere Leben unsres Volkes der nur verneinenden Macht des Nichtigen und Wertlosen preisgegeben. Wie eine furchtbare Krankheit frißt dieses Nein an dem Mark unsres Daseins.

Können wir unser Volk noch retten? Noch lebt der alte gute Geist ohne Zweifel in weiten Kreisen; wenn er manchmal verstummt erscheint, so sind es nur die frechen Stimmen des Tages, die ihn überschreien. Und im Gegensatz zu ihnen, aus Ekel vor ihnen, kräftigt er sich, scheint es, beinahe von Stunde zu Stunde. Die Männer in Deutschland mehren sich täglich, die lieber sterben wollen, als ihr Volk länger in solcher Schmach erblicken. Sie sind die Hoffnung Deutschlands. Denn nur aus solchem zur Hingabe des Lebens bereitem Willen kann wahrhaft Großes entstehen. Aber wenn es sich um das Dasein des ganzen Volkes handelt, so genügt nicht der gute Wille Einzelner, wenn er sich nicht allgemeine Geltung zu er-

ringen vermag. Wie ist es möglich, dem Guten, Wahren und Echten in unserem Volke wieder zum Durchbruch zu verhelfen und die schleichenden Mächte der Finsternis, die den deutschen Sinn umstrickt haben, zu verbannen?

Wohl gibt es Mittel, und sie sind nicht fern und verborgen. Würden sie angewandt, es brauchte nicht lange, den guten Sinn in den Deutschen wieder zu wecken. Er schlummert nur, er ist nicht tot. Die Arzneien freilich, die unsre Doktoren von heute dem deutschen Kranken einflößen, werden ihm kaum bekommen. Manche von ihnen scheinen mehr dazu bestimmt, sein Ende zu beschleunigen. Meistens müßte das gerade Gegenteil von dem geschehen, was heute geschieht, wenn der Kranke genesen soll. Wir wüßten ihm schon eine heilsame Kur. Doch es bedarf starker und reiner Hände, sie anzuwenden.

Mit äußerlichen und innerlichen Mitteln müssen wir wirken. Diese sind bei weitem wichtiger, aber auch jene sind nicht zu entbehren, denn die inneren Mittel werden nicht anschlagen, ehe nicht das Äußere in Ordnung gebracht ist.

Für das Äußere ist die erste, unbedingte und unnachsichtliche Forderung, daß die Herrschaft des Geldes über unser Volkstum gebrochen werde. So lange die für Staat und Volk wichtigsten Entscheidungen in der Hand einiger, im Dunkeln waltender Geldmänner liegen, ist an eine Gesundung überhaupt nicht zu denken. Dem Ungeheuer Geld müssen wir unsern Staat und unser Volk aus den Zähnen reißen. In einer schier unglaublichen Verblendung richtet unsre Regierung ihre Maßnahmen gegen die schaffenden Führer der Wirtschaft und sucht deren Willen und Entschlußkraft zu hemmen, an dem doch die ganze Arbeit des Volkes hängt. An den Großbanken aber und dem völlig verantwortungslosen Einfluß der großen Geldmänner drückt man sich scheu vorüber.

Gewiß werden wir das Geld auch künftig nicht entbehren können. Die Abschaffung des Eigentums konnte Plato unter den so ganz anders gearteten Voraussetzungen der griechischen Gesellschaft und griechischen Wirtschaft als eine sittliche Forderung aufstellen. Germanisches Leben ruht auf der Familie, in ihrem Schoße entfaltet sich das sittliche Leben des Einzelnen. In unseren Verhältnissen würde die Abschaffung des Eigentums nur bedeuten, daß wir unser Volksleben dem blinden Genusse des Augenblicks überlieferten und das

kräftigste Band zwischen Vergangenheit und Zukunft des Volkstums sprengen.

Aber wo Geld in solcher Menge sich zusammenfindet, daß es eine öffentliche Macht wird, da muß auch die Öffentlichkeit darüber Gewalt besitzen. Solche Macht gehört nicht in die Hände des Einzelnen, der beim reinsten Willen sich vor ihrem Mißbrauch nicht hüten kann und in den meisten Fällen der hier gegebenen Versuchung erliegen wird. Solche Macht gehört in die Hände des Staates. Der Staat allein darf der große Geldgeber sein. Nur dann ist Gewähr dafür geleistet, daß die staatliche Vernunft über das Geld herrscht und nicht das Geld über den Staat.

Man streitet sich heute darüber, welche Wirtschaftszweige in staatlichen Betrieb übergeführt werden können. Von den meisten soll es erst noch erwiesen werden, daß sie das wagemutige Führertum des Unternehmers ohne Schaden entbehren können. Und daß ihnen das Hereinreden der Toren und Unmündigen schlecht bekommen wird, steht wohl außer Zweifel. Hier sollte man schonend vorgehen, denn es handelt sich um die deutsche Arbeit, das höchste und heiligste Gut unsres Volkstums. Dagegen ist die Verstaatlichung unsres Geldwesens eine für die Gesundung unsres Volkslebens dringende Forderung. Es ist das einzige Mittel, die Macht des Geldes über Staat und Volk zu brechen. Und um solch hohen Zieles willen mögen selbst einige wirtschaftliche Nachteile, die vielleicht manche befürchten, in Kauf genommen werden.

Was noch sonst geschehen kann, müssen Fachleute entscheiden. Jedenfalls brauchen wir eine gründliche Erneuerung unserer Wirtschaft, damit der sittliche Geist des Volkes, der sich in seiner Arbeit gestaltet, wieder in ihr zur Darstellung komme. Am wirksamsten würde der Hebel sicherlich am Zinsrechte angesetzt. Was Luther vor vierhundert Jahren den Führern des deutschen Volkes zurief, gilt heute wohl mehr denn je: „Aber das größte Unglück der deutschen Nation ist gewißlich der Zinskauf ... der Teufel hat ihn erdacht." Das Geld ist wieder in den Dienst der schaffenden Arbeit zu stellen, und die Arbeit nicht mehr zum Frondienste des zinsenfressenden Geldes herabzuwürdigen. Auch ein Volk muß von seinem Gelde sagen können: Ich besitze, ich werde nicht besessen.

Unsere Kriegswirtschaft baute sich auf dem Erzeugnis, der toten Sache auf. In deren Verteilung erschöpfte sich ihre ganze Weisheit.

Die tote Sache ist allerdings überall gleich und erlaubt solche Gleichmacherei. Aber in der toten Sache, dem Erzeugten, führt das Volk nicht sein Leben, kein Wunder, daß es erstarb, wenn das Tote zur Regel des Lebendigen genommen wird. Das Volk lebt in seiner Arbeit, seine Arbeit ist der lebendige Stoff, aus dem es sich sein Dasein gestaltet. Sie ist nicht das ewig Gleiche, sondern das ewig Verschiedene, das in unendlicher Mannigfaltigkeit alle Formen des Lebens hervortreibt. Nicht am toten Erzeugnis, sondern an der lebendigen Arbeit muß wahre Wirtschaftsleitung ihre Hebel ansetzen, dann wird sie das sittliche Leben des Volkes nicht zerstören, sondern helfen, es in seiner Arbeit wieder aufzubauen.

Die Arbeit aber ist das unendlich Verschiedene. Auch hier gilt, daß der Geist nur im Besonderen und Einmaligen lebt, daß er sich jede Wirklichkeit zu einer bestimmten und nicht zu wiederholenden gestaltet. Mit bloßer Zusammenfassung und Gleichmacherei ist deshalb nichts geleistet. Im Gegenteil heißt es, alle Kräfte auseinander legen, um jede einzelne in ihrem besonderen Kreise zu möglichster Wirkung kommen zu lassen. Solange wir unser Wirtschaftsleben von einem Mittelpunkt leiten lassen, an dem bei der Unkenntnis aller besonderen Bedingungen nur die nackten Geldvorteile entscheiden können, wird unser Volk niemals gesunden. Vielmehr müssen wir die alten unser Volkstum tragenden Gedanken der Genossenschaft und Selbstverwaltung auch hier zu Ehren bringen. Jeder Beruf und jeder Bezirk sollen wieder ihr eigenes Leben entfalten, statt daß wir alles über einen Kamm scheren. Dann wird die Freude an der Arbeit wiederkehren, denn unsre Wirtschaft wird der Wirklichkeit näher bleiben und zahlreiche Mitglieder, die jetzt nur die Macht des Geldes über die Wirtschaft vergrößern und das wirkliche Schaffen lähmen, bleiben ausgeschaltet.

In Wahrheit aber ist unsre Wirtschaftsweise nur Ausdruck einer viel tiefer liegenden Denkweise überhaupt, einer Denkweise, die uns das Volk nicht mehr in seiner natürlichen Gliederung verstehen lehrte, sondern es in eine Summe gleichartiger Einzelner auflöste, die als Gleiche beliebig verbunden werden könnten. Man ist heute allen Sonderbünden feind, in denen sich Gruppen vereinigen, die sich durch Abstammung, Bildung oder Lebensziele als zusammengehörig fühlen, man sucht sie zu unterdrücken zugunsten der gerühmten Gleichheit aller. Das Gegenteil sollte geschehen. All solche Bil-

dungen, in denen noch ein besonderes und eigentümliches Leben sich ausspricht, die ihren eigenen Stolz und ihre eigene Ehre haben, sollten wir stärken. Nur so werden wir den mannigfaltigen Reichtum unsres Volkslebens nicht abschnüren, sondern erhalten. Auf den gemeinen Neid derer, die sich durch solche Sonderbünde und ihren besonderen Stolz beleidigt fühlen, sollten wir wahrlich nicht hören. Er ist die echte Stimme proletarischer Gesinnung. Jedem Tüchtigen ist es unbenommen, sich selbst und seinen Bund für den besten und edelsten zu halten. Edle Gesinnung fragt nicht nach dem, was andre meinen, sondern ist sich ihres eigenen Wertes bewußt.

Wir wollen in Wirtschaft und Gesittung unsres Volkes alles Sondertum gestärkt wissen, weil der Geist im Besonderen lebt, während das Geld alles gleich haben möchte, um es seiner gleichmachenden Gewalt zu unterwerfen. Solches Sondertum aber wird nur dann zu keiner Gefahr für die Einheit des Volkes, wenn eine starke Macht über dem Ganzen steht und die auseinander strebenden Kräfte zusammenhält. Kein Volk verträgt vielleicht so wenig wie das deutsche den Mangel einer kraftvollen obersten Herrschaft. Der Deutsche fordert von seinem Staate Ansehen und Hoheit, gerade weil er so gern seinen eigenen Antrieben nachgibt und sich ein eigenstes Leben gestaltet, will er an seinem Staate einen festen, in allen Schwankungen des Daseins beharrenden Halt finden. Eine starke höchste Gewalt, die wir für den deutschen Staat verlangen müßten, ist ebenso dem deutschen Volkstum vonnöten.

Befehl und Gehorsam sind die Grundlagen des sittlichen Lebens. Führertum ist der lebendige Nerv des Volkslebens. Einen Führer, in dessen Persönlichkeit das Dasein des Volkes zum klaren Bewußtsein hindurchbricht, will das Volk an seiner Spitze sehen. Unter solcher Führung ist das deutsche Volk der größten und erhabensten Leistungen fähig, ohne solche Führung sinkt es auf eine Stufe hinab, auf der es sich bald selber verachtet. —

Viel wichtiger sind die inneren Mittel. Die Einrichtung des Äußeren gibt nur die Möglichkeit zur Entfaltung des Volkslebens. Damit dies Wirklichkeit werde, muß es von innen heraus gekräftigt und angeregt werden. Dazu bedarf es bei seiner furchtbaren Verwilderung einer Erziehung des Volkes auf allen Wegen und mit allen Mitteln. Volks- und Fortbildungsschulen, Mittel- und Hochschulen müssen gemeinsam dies Ziel erstreben, alle Zeitungen und

Zeitschriften, Versammlungen und Volksbelehrungen müssen in den Dienst dieser **einen** Aufgabe gestellt werden, Bild, Bühne und Lichtspiel dazu helfen. Von den Wahngedanken der sogenannten Schrift- und Redefreiheit, die den Geist unsres Volkes einem wilden Durcheinander widersprechender Einflüsse aussetzt, müssen wir uns allerdings frei machen. Unter solchen Umständen, die jeder Verhetzung und Verführung die Tore öffnen, ist eine wirkliche Erziehung des Volkes überhaupt nicht möglich. Was hilft der beste Schulunterricht, wenn an den kaum Entlassenen alle Gemeinheit in Wort, Schrift und Bild ungestraft sich herandrängen darf?

Es muß einmal offen ausgesprochen werden, daß all diese geheiligten Rechte und Freiheiten, der Presse, der Versammlungen, der Rede, von höchst zweifelhaftem Werte sind. Gewiß, die gelehrte Forschung muß frei bleiben, denn auf ihr beruht der Bestand und Fortgang des geistigen Lebens. Aber daß jeder dumme und schädliche Einfall gleich durch tausend Sprachrohre ins Volk geschrieen werden darf, das ist keine sittliche Forderung, sondern im Gegenteil eine höchst unsittliche. Wohin uns diese geheiligten Vorrechte geführt haben, merken wir allmählich. Der Geist unsres Volkes ist zerrissen in tausend Gegensätze. Volksgenossen verstehen einander nicht mehr, als ob sie eine fremde Sprache redeten.

Wir brauchen wieder einen geschlossenen, einheitlichen Geist. Ihn können wir unserem Volke nur einflößen, wenn wir es nicht tausend widersprechenden Einflüssen aussetzen, sondern seine gesamte, ihm so bitter nötige Erziehung zu einem fest bestimmten Ziele leiten. Dies Ziel zu bezeichnen, ist nicht schwer. Drei Dinge tun unserm Volke not. Sie haben es groß gemacht und ihr Verlust hat es in seine jetzige Erbärmlichkeit sinken lassen. Ehrfurcht, Stolz, Liebe.

Befehl und Gehorsam sind die Grundlagen des sittlichen Lebens. Unsere Zeit aber ist von einem leeren Freiheitsschwindel ergriffen. Die erhabene Lehre unsrer Denker von der sittlichen Freiheit, welche eine Freiheit unter dem Gesetz ist, hat man in die Freiheit des Beliebens und der Willkür umgelogen. Soll unser Volk gesunden, so muß es zuerst den sittlichen Grund des Lebens wiederfinden. Der aber heißt Achtung vor dem, was zu achten ist, Ehrfurcht vor dem, was Ehrfurcht verdient. In nichts offenbart sich die tiefe Gemeinheit unserer Zeit so deutlich als in ihrer Unfähigkeit, Großes und Heiliges anzuerkennen. Als ob eine stillschweigende Übereinkunft bestünde,

wird es heruntergerissen, verhöhnt und verächtlich gemacht. Der mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Grundsatz lautet: Wir wollen, daß alles so gemein ist, wie wir selber. Leerer Dünkel, Frechheit und maßlose Ansprüche gerade derer, die am meisten Veranlassung hätten, bescheiden zu sein, sind die notwendige Folge.

Wir müssen unserm Volk wieder Ehrfurcht predigen, Ehrfurcht vor dem Echten und Wahren, Achtung vor jedem höheren Wissen und Können. Wir müssen zu der alten deutschen Bescheidenheit zurückfinden, die ein Volk mehr wie manche andere Tugend ziert.

Bescheidenheit ist aber nicht Erbärmlichkeit. Wahre Achtung ist vielmehr mit wahrem Stolze notwendig verbunden, während jener gemeine Sinn, der nichts Großes anerkennt, auch vor sich selber keine Achtung mehr hat. Er findet in allem nur seine eigene Jämmerlichkeit wieder. So vereinigt sich leerer Freiheitsdünkel mit elendem Knechtssinn, ja beide entspringen aus einer Wurzel. Die auf ihre Freiheit pochten, ergingen sich vor dem Feinde in erbärmlichen Kriechereien und feigen Selbstbeschuldigungen.

Gegen solche Niedrigkeit müssen wir den deutschen Heldengeist aufrufen, der sich seines Wertes bewußt ist. Wir wollen, daß unser Volk wieder einwurzle in den besonderen Verhältnissen seines Berufes, seines Standes, seiner Familie. Dazu müssen wir seinen Stolz wecken, daß der Einzelne nicht mehr neidisch nach dem Nachbar schielt und dessen Los mit dem seinen mißgünstig vergleicht, sondern daß er sich wieder stolz zu seiner Arbeit und seinem Leben bekennt, daß er sich wahrhaft zu seinem Stande berufen fühlt und mit keinem tauschen mag, weil er die stolze Überzeugung hat, daß keiner ihn zu ersetzen vermag.

Jetzt scheint bei den meisten der Glaube zu herrschen, daß alle andern es besser haben wie sie. Aber nicht auf das Haben, sondern auf das Leisten kommt es an. Daß keiner die ihm aufgegebene Arbeit besser zu leisten vermöge, wie er, das ist der Stolz, der unser Volk wieder beseelen sollte. Dann würde wieder ein Wettkampf im Fleiße einsetzen, statt des jetzigen in der Faulheit. Die Achtung vor sich selbst feit gegen viele Versuchungen. Wer sich selbst achtet, wird sich selbst in Zucht halten und an sich arbeiten, damit er sich immer achten darf.

Wenn unser Volk wieder achten lernt und selbst wieder achtungswert ist, wird es sich auch wieder lieben lernen. Der Grund unsres jetzigen Lebens ist der Haß. Der Freiheitsschwindel lehrt

jedem mißtrauen, welcher der gepriesenen Freiheit zu nahe treten könnte. Die Gier nach Geld züchtet den Neid gegen jeden, dem es angeblich besser ergeht. Die Parteiwut zieht den Haß planmäßig groß. Der Haß ist die verneinende Macht des Lebens, er vernichtet jede feste Gestaltung. Der Haß wird unser Volkstum in den Untergang reißen.

Aber die Liebe ist das große Ja des Lebens. Sie erbaut Häuser und Städte, Länder und Völker. Sie schafft Leben und erhält das Leben. Ihre Macht muß unser Volk heiligen, damit es sich von dem Dunkeln und Nichtigen abkehrt und wieder in Licht und Wärme wandelt. Die Liebe muß in unserm Volke hindurchbrechen, soll es nicht rettungslos auseinanderfallen. Sie ist der starke Kitt, der ein Volk zur Einheit verbindet. Statt mit Haß und Verachtung, die er in leeren Genüssen zu betäuben sucht, muß der Deutsche wieder mit Liebe sein Dasein umfassen. Die Liebe zu seiner Arbeit muß neu in ihm erwachen, und mit ihr die Liebe zu seinem Beruf und seiner Familie, zu seinem Stande und seinem Volk. Und all diese Liebe muß von Innen heraus durchglüht sein von der Liebe zu deutscher Art und deutscher Gesittung. Deutsches Volkstum, diesen Grund uns rein zu bewahren oder seine Reinheit zurückzugewinnen, das muß unsre höchste und stärkste Liebe sein.

Der deutschen Seele taugt nichts Fremdes. Oft genug hat sie es mit fremden Schätzen versucht. Sie haben ihr Unruhe und Streit ins Haus gebracht, aber keinen Frieden. Nur in sich selber findet sie ihr wahres Heil. Sie hat es vergessen und muß sich seiner wieder erinnern. Allein die Liebe weckt solche Erinnerung. Allein die Liebe zu dem, was wahrhaft deutsch ist, kann unser Volk vor dem Untergange bewahren.

Wir stehen mit der Binde vor den Augen am Abgrund. Noch wenige Schritte, und wir stürzen zu ewigem Untergange hinab. Keine äußere Macht wird uns retten. Nur wenn die Liebe zu dem eigenen Wesen mit unwiderstehlicher Gewalt im Herzen des deutschen Volkes aufbricht, wird es sich besinnen und sich die Binde von den Augen reißen.

10. Von unserem Glauben.

Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr." Unsere Zeit ist von dem Dünkel des Wissens befallen. Nur dem Wissen vertraut sie, nichts glaubt sie dem Wissen verschlossen. Was sich nicht beweisen und errechnen läßt, soll gar nicht vorhanden sein; Not und Leiden des Lebens wird das stolze Wissen bezwingen. Unsere Zeit brüstet sich damit, durch Wissenschaft allen Aberglauben verbannt zu haben. Der Glaube an die Wissenschaft ist der Aberglaube unserer Zeit.

Dieser Wahn des Wissens ist eine notwendige Folge des Zustandes, in dem der Geist unsrer Zeit sich befindet, des Zustandes der Zerrissenheit, in dem der Geist seine Inhalte sich entwand sieht, in dem er sein Leben nicht mehr als ein inneres und unmittelbares besitzt, sondern es als ein äußeres sich gegenübergestellt und sich entfremdet hat. Sein Leben ist ihm gegenständlich geworden; er lebt es nicht mehr, sondern er betrachtet es; er ist es nicht mehr, sondern er weiß darum. So hat er statt des Lebens das Wissen vom Leben, er schwört auf das Wissen, weil es ihm einzig sein Leben vermittelt.

Diese Herrschaft des äußerlichen Wissens ist der tiefste Ausdruck des in sich gespaltenen Zustandes, in dem der Geist jetzt lebt. Solches Wissen bedeutet recht eigentlich die Trennung des Geistes von seinem eigenen Sein. Wohl gibt es ein anderes Wissen, in dem der Geist sich selber begreift, in dem er sich seine Inhalte nicht als fremde gegenüberstellt, sondern sie von Innen heraus entsteht, während er sie hervorbringt, ein lebendiges Wissen des Geistes von sich selbst, nicht ein totes Wissen von einem andern. Von solchem lebendigen Wissen reden wir hier nicht, von ihm weiß unsere Zeit am allerwenigsten. Denn in all seiner Klugheit hat der Geist der Zeit sich selber vergessen und ist blind in das tote Wissen von Äußerem und Fremdem verrannt.

Solches Wissen ist tot an ihm selber, es ist recht eigentlich ein beständiges Vom Leben zum Tode Bringen. Denn solches Wissen ist Beziehen. Der Geist weiß um einen Gegenstand, indem er dessen

Merkmale sondert, sie einzeln auffaßt und miteinander in Beziehung setzt Trennen und Verknüpfen ist hier das Verfahren des Geistes Er kann nur verknüpfen, nachdem er zuvor getrennt hat Er weiß nur von dem, was er zuvor zerlegt hat. Auf Trennung, Teilung beruht demnach hier das Wissen Es ist die große Scheidekunst, welche jeden gegebenen Stoff in seine Bestandteile auflöst. Das ist der Widerspruch im Wissen selbst, daß es beständig seine eigenen Inhalte auflöst Was es setzt, um es zu erkennen, verneint es zugleich, weil es nur in dieser Verneinung erkannt werden kann

So verbündet sich das Wissen der furchtbaren Macht des Nein, die über unser Leben Gewalt hat Unsere Zeit glaubt mit dem Wissen alle Reichtümer der Welt zu erwerben. In Wahrheit bedeutet das bloße Wissen den Bankerott des Lebens. Es ist der Blick der Medusa, der tötet, was er erschaut

Die Zeit lebt im Wissen, darum verflüchtigt sich ihr jeder Gehalt Denn Wissen ist nichts andres, als Auflösung gegebenen Inhalts Es ist die grenzenlose, nie befriedigte Sehnsucht der Zeit, die einem Bilde nachjagt, das kaum ergriffen in leeren Dunst sich verflüchtigt

Vom bloßen Hunger aber kann man nicht leben, vom beständigen Zertrennen entsteht kein Gewand So kann auch der Geist, um nur überhaupt bestehen zu können, nicht im bloßen Wissen verweilen Er bedarf eines festen Grundes, auf dem er sein Dasein errichten kann Einen solchen Grund fordert auch das Wissen selber Denn Wissen beginnt mit einem Trennen, es löst nur auf und vermag nichts zu schaffen Es fordert ein Etwas, das als ein schlechthin Gegebenes zerlegt und also gewußt werden kann Ohne ein solch Gegebenes, einen festen Grund, der nicht wieder aus dem Wissen stammt, wäre bald nichts mehr vorhanden, das gewußt werden könnte

Solch unmittelbaren Besitz des Geistes nennen wir Glauben Ein Glaube muß allem Wissen zugrunde liegen. Er bietet den Inhalt, an dem das Wissen sich zu betätigen vermag Er ist nicht ein Wissen geringerer Ordnung, sondern im Gegenteil eine erste unmittelbare Gewißheit, die als eine unerschütterliche Überzeugung dem Geiste einwohnt Sie kann nicht bewiesen werden, aber sie bedarf auch nicht des Beweises, weil der Geist sie vor allen Beweisen als eine sichere und offenbare Wahrheit besitzt

Ein Glaube ist der letzte Grund alles Lebens, Wissens und Wollens. Ohne solchen Glauben, solch unerschütterliche Überzeugung vermöchte der Geist nicht zu bestehen. Darum sind die letzten Entscheidungen im Leben nicht Sache des Beweises, sondern Sache des Glaubens. Wir sagten am Eingang unsrer Betrachtungen, daß die Philosophie nicht bewiesen werden könnte, sondern daß der Geist durch eine innere Tat den Zugang zu ihrem Reiche finden müsse, wir sagten, daß die Philosophie sich nicht mit einem Beweis, sondern mit einer Forderung an den Menschen wende. Wir werden jetzt zu diesem Gedanken zurückgeführt.

Tiefe Gegensätze bestimmen das Leben unserer Zeit. Was laut und offen als das allein Wahre und Echte gepriesen wird, wird von andern leidenschaftlich verneint, verständige Männer, denen man Besonnenheit nicht absprechen kann, verstehen einander nicht mehr, so völlig trennen sich Weg und Ziel ihres Strebens. Läge ihr Gegensatz nur in Begriffen, so müßte er sich durch Beweise überwinden lassen; einer müßte den andern widerlegen können. Aber dieser Gegensatz wurzelt tiefer, er ist begründet in ursprünglichen Überzeugungen, die als unbeweisbarer, aber desto festerer Glaube allen Begriffen und Beweisen vorausliegen. Aus ihrem tiefsten Grunde verstehen wir die Gegensätze unserer Zeit nur, wenn wir sie aus dem Glauben unserer Zeit herleiten können. In seinem Glauben enthüllt der Geist unserer Zeit sein innerstes Wesen. Denn Wissen ist nur wie ein Kleid, das rasch gegen ein andres vertauscht ist, aber der Glaube ist das Wesen selbst. Wissen ist Besitz, was eine Zeit glaubt, besitzt sie nicht, sondern das ist sie.

Um den Sinn des Glaubens zu erfassen, müssen wir zu den ersten Bestimmungen zurückkehren, in denen wir das Wesen des Geistes auszudrücken versuchten. Wir lernten den Geist als das ewig Lebendige kennen, das die Inhalte seines Daseins selbst hervorbringt, sie als äußere sich gegenüberstellt, um sich in ihnen wiederzufinden und sie in das Innere zurückzunehmen. Entäußerung und Rückkehr zu sich selbst, diese Gegenbewegung bestimmt den Pulsschlag des geistigen Lebens, wie Aus- und Einatmen sind sie untrennbar verbunden.

Dadurch ist eine doppelte Richtung des Lebens möglich, von innen nach außen oder von außen nach innen. Der Geist kann in sich selber weilen, sich seiner selbst als des Unbedingten bewußt sein und

das Äußere als das von ihm Geschaffene und Abhängige erkennen. Oder er lebt in dem Äußern und vergißt sich darüber selbst, er nimmt das Äußere für das Unbedingte und glaubt sein eigenes Dasein nur von ihm entliehen. Dieser doppelten Richtung entspricht ein doppelter Glaube, der Glaube an den Geist und der Glaube an die Dinge. Jedesmal ist dieser Glaube ein letzter und unbedingter und läßt sich durch Gründe nicht erschüttern. Gewiß lebt nur der Glaube an den Geist in der Wahrheit, und der Glaube an die Dinge ist dem Irrtum unterworfen. Denn der Glaube an den Geist durchschaut den entgegengesetzten Glauben vollkommen, versteht ihn in seinen Bedingungen und Grenzen, wogegen der Glaube an die Dinge dem entgegengesetzten mit vollkommener Verständnislosigkeit gegenübersteht. Aber durch einzelne Gründe und Beweise vermögen beide Standpunkte einander nicht zu überzeugen. Es bedarf einer völligen Umwandlung der Gesinnung, um von dem einen zum andern überzugehen.

Aus diesem verschiedenen Glauben entsteht ein verschiedenes Wissen, ein verschiedenes Wollen, ein verschiedenes Leben.

Der Glaube an die Dinge nimmt das Sinnliche für das Letzte und Unbedingte. Das Sinnliche ist ihm die wahre Wirklichkeit, alle andere Wirklichkeit ist nur von dieser abgeleitet. Auch der Geist besitzt ihr gegenüber kein eigenes Recht. Was er ist und besitzt, hat er vom Sinnlichen entliehen, aus den Eindrücken des Sinnlichen hat er sich seine Welt gestaltet, ein eigenes Leben gehört ihm nicht. Alles Wissen stammt aus der äußern Erfahrung, vermag nur deren Tatsachen zu sammeln und übersichtlich zu ordnen. Alles Wollen ist von den durch die Eindrücke der Außenwelt geweckten sinnlichen Antrieben abhängig.

Wir kennen diesen Geist, der in der Hingabe an das Äußere sich selber vergißt. Wir haben ihn als den Geist unserer Zeit zur Genüge begriffen. Der Glaube an das Sinnliche ist sein letzter Grund. Das Sinnliche aber ist das an sich selbst Nichtige, das seinen Gehalt nur vom Geiste entlehnt und ohne ihn in sich selbst kraftlos zusammensinkt. Indem es als das Unbedingte genommen wird, indem es zum Grunde des Lebens gemacht wird, muß es seine nichtige Art dem ganzen Leben mitteilen. Das Leben jagt jetzt dem ewig Vergänglichen nach, jeder Gehalt, den es ergreift, löst sich ihm unter den Händen auf.

Diese Nichtigkeit des Zeitgeistes brauchen wir nicht noch einmal zu beweisen. Sie fand ihren letzten und entscheidenden Ausdruck in der Bedeutung, welche die Zeit dem Gelde zuschrieb. In dem Gelde erhob sie das schlechthin Wertlose und Nichtige zur bestimmenden Macht. Alle Werte des Daseins, auf das Geld, diese große Null, als ihren Generalnenner bezogen, wurden selber zur Null.

Wir haben dieser Welt eine andere entgegengestellt, dieser wirklichen eine mögliche Welt, der in das Sinnliche versunkenen eine aus dem Geiste wiedergeborene. Durch alle Lebensgebiete hindurch haben wir diesen Gegensatz verfolgt, aber nirgends schien eine Brücke von der einen Welt zur andern hinüberzuführen. Indem wir diesen Gegensatz auf seinen letzten Grund zurückführen, finden wir die Möglichkeit, aus der einen Welt zur andern zu gelangen. Der letzte Grund liegt in einem gegensätzlichen Glauben. Unsere Zeit bedarf eines neuen Glaubens, dann wird ihr die Erneuerung ihres Lebens von selber zufallen. Äußere Verbesserungen und neue Einrichtungen werden uns nichts helfen, so lange in unsrer Zeit nicht ein neuer Geist anbricht, der jene äußeren Formen als den natürlichen Ausdruck seines Wesens aus sich gestaltet.

Nur aus den Tiefen des Geistes kann die Erneuerung kommen, ohne die unser Leben hoffnungslos in sich selbst verdorren muß. Eine Wandlung der Gesinnung muß sich vollziehen. Der Geist muß die Knechtschaft unter das Sinnliche, zu der er sich selbst erniedrigt hat, von sich abtun und sich seines wahren Wertes wieder bewußt werden. Indem er zu sich selbst zurückkehrt, wird er in sich selbst die Quelle des Lebens finden, die seinen Durst einzig zu stillen vermag.

Einen neuen Glauben muß unsere Zeit ergreifen, in dem der Geist wahrhaft zu leben vermag, den Glauben an den Geist und die im Geiste sich erschließende Welt des Übersinnlichen. Unserer in das Sinnliche versunkenen Zeit ist das ein neuer Glaube, und diese Lehre klingt ihr fremd. Aber nichts Fremdes soll der Geist hier annehmen, er soll sich nur auf sich selbst und die Stimme der Wahrheit, die vernehmlich in ihm redet, besinnen. Keine neue Wahrheit soll ihm gepredigt werden, nur an die alte Wahrheit, die längst sein eigen war, sei er gemahnt.

Germanisches Denken war von Anfang ein Bekenntnis zum Geiste. In dem Gedanken der Treue ergriff es eine Welt, vor der

alles Sinnliche in Nichts zersplittert. So nahmen die Germanen die Religion des Geistes nicht als eine fremde an. Die Christenlehre, daß Gott Geist ist, sprach den innersten Sinn ihres eigenen Wesens aus. Christlicher und germanischer Geist verschmolzen in dem Bekenntnis zum Übersinnlichen als dem wahren Grunde alles Wirklichen zu einer unlösbaren Einheit. Diesen christlich-germanischen Geist, der in den tiefsinnigen Wahrheiten des christlichen Glaubens seine Deutung empfangen hat, brauchen wir nur wieder unter uns zum Leben zu erwecken, um den Grund zu finden, auf dem wir ein erneuertes Dasein beginnen können. Fremder, ungermanischer Geist hat sich zwischen uns und unsern Glauben gedrängt. Gewinnen wir ihn uns zurück und gewinnen wir damit unser eigenstes, uns schmählich entfremdetes Eigentum wieder!

Wir müssen es wieder wagen, uns zum christlichen Glauben zu bekennen, nicht als zu einer Religion neben andern, zu einer Weltanschauung, die man annehmen kann oder ablehnen nach Belieben, sondern als zur wahren Religion, welche die Wahrheit dem menschlichen Geiste tiefer als irgendeine andere offenbar gemacht hat. Dazu bedarf es freilich, daß wir uns die Lehren des Christentums wieder zum vollen Bewußtsein bringen, daß wir sie in ihrer Eigenart erkennen und sie uns nicht länger durch allgemeine, schließlich auf jede Denkweise passende Redensarten verwässern lassen.

Das Christentum verkündet die wahre Lehre, daß Gott Geist ist und die sinnliche Welt, die Natur, sein Geschöpf. Jede Lehre, welche die Sinnenwelt als das Letzte und Unbedingte annimmt, ist unchristlich, in wie schöne Worte sie ihre Naturverherrlichung auch kleiden mag. Das Unbedingte ist vielmehr der Geist, der lebendige Geist Gottes, der nicht als starre Einheit in sich selbst verharrt, sondern sich offenbarend aus sich heraustritt und wieder zu sich zurückkehrt, als lebendiger, dreieiniger Gott. Der Mensch ist nach seinem Bilde geschaffen; und so tritt uns ein Bild dieser göttlichen Dreieinigkeit in aller lebendigen Wirklichkeit entgegen. Es ist das Wesen des Geistes, sich als einer und doch in lebendiger Dreiheit sich entfaltend darzustellen. Gott offenbart sich, er verschließt sich nicht in sich selbst und mißgönnt der Welt nicht sein Wesen.

Aber die Welt vermag sein Bild nur unvollkommen an sich zu tragen. Das Christentum ist weit entfernt von jener flachen Schönfärberei, nach der das Natürliche, wenn es nur frei seinen Lauf

nähme, schon zu einem rechten und guten Ende kommen würde. Der dunkle Abgrund, der allem sinnlichen Leben Vernichtung droht, ist der christlichen Lehre wohl bekannt, und alle christlichen Weisen haben ihm nachgesonnen. Er tat sich auf, als der Wille von der göttlichen Fülle sich abkehrte und in seiner Einzelheit selbständig sein wollte. Da verfiel er der Macht der Vernichtung, die nun als Tod ihre Herrschaft über dem Leben aufgerichtet hat. Jetzt erweist sich der Tod als des Lebens Herr. So lastet eine uranfängliche Schuld über allem Leben, eine sich forterbende Sünde, welche das Dasein nicht zu Freiheit und Dauer kommen läßt, sondern es beständig dem Tode überliefert.

Aus eigener Kraft kann der Mensch diese Fesseln des Sinnlichen nicht sprengen. Wohl kann in seinem Innern ein höheres Leben hindurchbrechen, neben dem das Sinnliche in Nichts versinkt; aber er kann dies Leben nur ergreifen und es fest sich zu eigen machen, selber geben kann er es sich nicht. Dies Leben ist ein Geschenk göttlicher Gnade. Gott hat sich selbst in die Welt gegeben, damit die, welche an ihn glauben, erlöst werden. Glauben ist eben diese innere Aneignung, dies unbedingte Ergreifen dessen, was als das Heil der Welt von Gott der Menschheit geschenkt ist.

Solcher Glaube entzündet ein neues Licht in der Seele des Menschen. Er wandelt im Lichte und lebt in Gott. Das Christentum bekennt sich nicht zu der ärmlichen Lehre, nach der das Jenseits hinter dem Grabe ein Ort für Lohn und Strafe sei. Ihm ist das göttliche Leben ein gegenwärtiges. Der Geist ist ausgegossen in die Welt, und wer ihn annimmt und glaubt, lebt schon hier in dem ewigen Reiche. Gottes Geist aber ist Liebe. In der Liebe offenbart sich das im Herzen aufgegangene neue Leben. In der Liebe kehrt die Menschheit heim in das Reich ihres Vaters. —

Viele meinen wohl, die Lehren des Christentums entsprächen nicht mehr der Zeit. Selbst seine berufenen Vertreter verflüchtigen sie vielfach zu solcher Unbestimmtheit und Allgemeinheit, daß auch der Aufgeklärteste keinen Anstoß mehr nehmen kann. Aber die tiefen Wahrheiten des Christentums werden solch verwaschene Vorstellungen überdauern. Sie sind unserem Leben näher, als die meisten glauben. Gott hat sich noch immer an den großen Wendepunkten des Lebens am deutlichsten offenbart. So gewiß wir heute an

solchem Wendepunkt stehen, so gewiß gelangt seine Offenbarung auch an uns, wir müssen ihr nur unsre Ohren öffnen.

Der christliche Glaube ist nicht für die Glücklichen. Er preist selig, die da Leid tragen und die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, welche die Menschen hassen und absondern und schelten und deren Namen sie verwerfen als einen boshaften. Ihnen, und nicht den Reichen verspricht er das Himmelreich. Wir Deutsche sind aus der Gemeinschaft der Völker ausgestoßen, dem Elend preisgegeben und unser Name ist verworfen. Wir sollten unsere Ehre darein setzen, keine Gemeinschaft mit den Völkern zu haben, die vor dem goldenen Kalbe knieen. Am wenigsten sollen wir ihnen zu gleichen suchen. Wir sollen den Ruf Gottes hören, der in dieser Schmähung der Menschen an uns geschieht. Wir haben einen andern Glauben wie sie, wir sollen ihn aber auch recht haben und ihn nicht nur mit dem Munde bekennen, den Glauben nicht an das Sinnliche und das Geld als den Herrscher im Reiche des Sinnlichen, sondern den Glauben an das Übersinnliche und den Gott, der Geist ist und sich in der Welt offenbart. Bekennen wir uns zu solchem Glauben, dann wandeln wir in dem Licht, und dürfen vertrauen, daß auch von uns das Wort gesagt ist: Ihr seid das Licht der Welt.

In den Zeiten der Not und der Leiden hat dieses Licht noch immer am hellsten geleuchtet. Dann prüft Gott die Herzen, und es wird offenbar, wo jeder seine Schätze gesammelt hat. Niemand kann Gott dienen und dem Mammon. Jetzt scheiden sich die Geister. Die nur mit dem Munde bekannten, sind entlarvt. Und die reine christliche Lehre leuchtet wieder auf über der Welt.

An dem Gedanken des Todes hat sich wohl noch jeder religiöse Glaube entzündet. Im Christentum hat er seine tiefste Deutung empfangen. Der Tod Christi, an dem alle, die an ihn glauben, teilhaben, ist das Opfer, das freiwillig dargebracht durch Gottes Gnade die Welt von der Last der Sünde erlöst. Aus dem Tode ersteht ein neues Leben auf, das nicht mehr der dunkeln Gewalt der Sünde preisgegeben, sondern im reinen Lichte verklärt ist. Aus dem Tode quillt die Kraft wahren Lebens, in dem Opfer des sinnlichen Lebens bricht das Leben des Geistes an.

Über allem sinnlichen Leben waltet der Tod als unumschränkter Herr, ein nie verstummender Mahner an den wahren, jenseits des Sinnlichen liegenden Sinn des Lebens. Aber Gewohnheit stumpft

die Ohren gegen solch beständige Mahnung ab. Träge Gewohnheit bringt die Menschen dazu, Tod und Übersinnliches zu vergessen und am Nächsten und Sinnlichen ihr Behagen zu finden. Dann bedarf es besonderer Mahnung, um den im Irdischen befangenen Sinn wieder zu wecken. Es kommen die Zeiten des großen Sterbens, in denen Gottes Stimme wieder vernehmlich zu den Menschen redet.

Unsere Zeit hat dem Tode nahe ins Auge geblickt. Millionen ließen ihr Leben für die Brüder. War ihr Tod vergebens? Starben unsere Feinde nur, damit ihre Völker desto bessere Geschäfte machten? Hat der Tod unserer Brüder nur den Erfolg, daß das edelste Volk der Erde Unedlen zum Sklaven dahingegeben würde? Wehe der Menschheit, wenn ihr durch vier Jahre mit Strömen Blutes getränkter Acker keine besseren Früchte brächte!

Unsere Feinde, im Rausche des Sieges, achten der Fesseln nicht, mit denen das Ungeheuer Geld sie umstrickt. Die rohe Gemeinheit, mit der ihre Staatslenker den endlich der Übermacht erlegenen Gegner behandelten, und gegen die sich aus den Reihen ihrer Völker keine vernehmliche Stimme zur Geltung brachte, beweist, daß hier der Geist im Dienste des Mammons erstickt ist. Ihre Offiziere verhinderten nicht, daß die deutschen Heerführer, deren Leistungen sie im Herzen doch nur aufs tiefste bewundern konnten, zu schmählicher Auslieferung gefordert wurden. Sie haben mit dieser Unterlassung ihre soldatische Ehre verloren. Ihre Richter fanden sich bereit, in einem gerichtlichen Verfahren zu wirken, das den einfachsten, in aller Welt gültigen Rechtsbegriffen Hohn spricht. Sie haben damit den Anspruch verwirkt, noch weiter als Hüter des Rechts zu gelten. Die öffentliche Meinung dieser Völker und die Führer ihres geistigen Lebens haben — von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen — diese unerhörte Forderung ihrer Staatsleiter gutgeheißen oder höchstens Rücksichten der Klugheit dagegen vorgebracht. Von Völkern aber, deren Offizierstand die Ehre verloren hat, deren Richterstand das Recht mit Füßen tritt und deren öffentliche Meinung diesen Tiefstand des sittlichen Bewußtseins offenbart, von solchen Völkern hat das geistige Leben nichts mehr zu erwarten. Sie mögen noch so viele Schätze häufen und noch so lange ihren Reichtum hüten, in dem Buche, in dem die Taten des Geistes verzeichnet werden, ist ihr Name für die Zukunft

gelöscht. Es ist nicht Edelmut, sondern Schwäche, die zur Schuld wird, wenn wir fortan ihre Gemeinschaft suchen. Mit dem Gemeinen soll man sich nicht gemein machen, um nicht selber gemein zu werden!

Schweigt doch von christlicher Feindesliebe! Das Gemeine zu lieben, hat der nicht befohlen, der Krämer und Wechsler aus dem Tempel trieb. —

So ist es nicht wahrscheinlich, daß unsere Feinde den Ruf, der so mächtig aus den Gräbern auch ihrer Gefallenen hervordringt, vernehmen. Sie werden wohl das Wort von dem Reichen bewahrheiten, der nicht leicht in das Himmelreich kommt. Ihre Toten starben, damit die Überlebenden reichlicher leben könnten, so hat der erste englische Minister selbst den Sinn des Krieges bezeichnet. Im Reich des Geldes geschieht alles für Geld. Die Helden sterben, damit die andern mehr verdienen können.

Wie viele Deutsche haben geklagt, daß ihre Lieben nun vergeblich gestorben. Noch ist es nicht bewiesen, wessen Tote vergeblich starben. Wenn der Heldentod unsrer Feinde nur die Geschäfte befördern sollte, so sind *sie* jedenfalls — vergeblich gestorben. Die Zukunft des menschlichen Geistes, die Zukunft alles dessen, weshalb zu leben sich lohnt, hängt davon ab, ob dieses große Sterben vergeblich geschah oder ob ein neues Leben aus ihm erwacht. Unsere Feinde, gebannt unter den Fluch des Geldes, in einem bloß scheinhaften Dasein dahinlebend, werden die Kraft zu solch neuem Leben nicht finden. Uns Deutschen fällt die ganze Last dieser Verpflichtung zu.

Soll der Tod auch *unsrer* Helden vergebens sein? War ihr Sterben sinnlos? Es liegt nur an uns, ihm einen Sinn zu *geben*. Um sinnlicher Güter willen starben sie nicht, denn welches sinnliche Gut wöge das Leben auf, das sie dahingaben? Solches Heldentum besteht über Sieg und Niederlage hinaus. Es reicht zum Ewigen und Unbedingten empor, es predigt von dem Übersinnlichen, das den Toten ihre Kraft zum Tode verlieh. Öffnen wir dieser Stimme unser Ohr, diesem leisen und doch so vernehmlichen Ruf, damit auch in uns die Kraft des Glaubens an das Übersinnliche hindurchbreche, dann, nur dann starben sie nicht vergebens. Nicht für Deutschlands Reichtum sanken sie hin, sondern für seinen wahren Wert. Ihn kann uns kein Feind und keine Niederlage rauben. Besinnen wir uns auf unseren Wert, lassen wir den deutschen Glauben in

der Welt wieder leuchten, dann ist der Sinn des großen Sterbens erfüllt.

An dem deutschen Geiste hängt die Zukunft der Welt. Auch er ist tief verstrickt in den Fesseln des Mammons. Entwindet er sich ihnen nicht, ermattet auch er zum Sklavendienste des Geldes, so scheint nach menschlichem Ermessen unsere Erde reif zum Ende. Aber in dem furchtbaren Zusammenbruch des deutschen Lebens geschah eine Mahnung an unser Volk, eindringlicher wie vielleicht nie an ein andres, die Mahnung, das Sinnliche nicht für das Letzte und Unbedingte gelten zu lassen, sondern durch den Glauben im Übersinnlichen als dem Grunde des Lebens einzuwurzeln. Dieser Mahnung vereinen sich die Millionen Stimmen unserer Toten. Der Tod hat unser Leben berührt und ihm den Schimmer des Erhabenen geliehen. In unserm an das Sinnliche gefesselten Dasein brach wie durch ein Wunder die Welt des Übersinnlichen hindurch. Warum schließen wir unsere Augen? Ihr Licht blendet nicht. Ist es doch dasselbe Licht, mit dem wir es schauen, nicht ein fremdes, sondern das innere Licht, das unser eigenes Leben erleuchtet.

Aus dem Tode muß uns die Kraft des Glaubens kommen, aus der Kraft des Glaubens die Kraft des Lebens. Das ungeheure Blutopfer kann nicht vergebens geschehen sein. An dem Glauben des deutschen Volkes hängt das Schicksal Deutschlands, hängt das Schicksal der Welt. Mit tausendfältigen Stimmen redet Gott zu unseren Herzen. Diese Mahnung Gottes an das deutsche Volk ist der tiefste Sinn — vom Geist unserer Zeit.

Inhalt.

Deutschlands Heldenkampf

Der Weltkrieg 1914/18. Von Gen d Kav **Friedrich v. Bernhardi**

Mit 100 Kartenskizzen — Preis geh Mk 70.—, geb Mk 90.—

General v Bernhardi hat in seinem Buche ein Werk geschaffen, dem bisher nichts Gleiches zur Seite steht und aus dem — worauf es vor allem ankommt, jeder Deutsche ein lebendiges Bild der deutschen, trotz aller ihrer Fehler, unvergleichlichen Heldenleistung gewinnen kann (Der Preis des Buches, geh 70 Mk, geb 90 Mk, erscheint für jetzige Verhältnisse angesichts der vorzüglichen Ausstattung mit Skizzen und Plänen durchaus angemessen) Möge das Vermächtnis des verehrten geistigen Führers, das sich seinen früheren Werken würdig anschließt, dem deutschen Volke reichen Segen bringen!

Krafft v Delmensingen, Gen d Art z D

Die Offiziershetze

als politisches Kampfmittel und Kulturerscheinung

Von Oberstleutnant a D **G. A. Boehm.**

Preis geh Mk 22.—

Böhm gibt zahlreiche lehrreiche Beispiele hinterhältiger Kampfesweise, die jedem Deutschen das Blut vor Empörung kochen lassen und die hoffentlich noch manchem deutschen Michel zeigen werden, in welch' schändlicher Gesellschaft er sich befand, wenn er sich den Schimpfereien über unsere Offiziere kritiklos anschloß

Deutsche Treue (Zeitschrift des Nationalverbandes Deutscher Offiziere)

„Ich finde die Schrift ausgezeichnet, sie stellt mit großer Sachkenntnis und mit klaren, überzeugenden Worten fest, was eigentlich die Offiziershetze bedeutet, nämlich die Vergiftung der deutschen Volksseele"

General d Inf a D von Hutier,

Vors des deutschen Offizier-Bundes und des Nationalen Klubs.

Taschenbuch der Kriegsflotten

XX Jahrgang 1922, herausgeg. v. Korv-Kap. a D **B. Weyer**

Die Flotten der Welt in Wort und Bild

mit 357 Schiffsbildern, Skizzen, Schattenrissen u 2 farb Flaggentafeln

Preis M. 80.—

Weyers Taschenbuch konnte in den Jahren 1918 bis 1921 nicht erscheinen. Der neue Jahrgang enthält wieder alle Flottenlisten nach dem Stand vom Dezember 1921, zahlreiche neue Abbildungen fremdländischer Kriegsschiffe und eine eingehende Übersicht über **die Tätigkeit der deutschen Kriegsflotte 1914/18 und über das Schicksal jedes einzelnen Schiffes**

Für das Ausland mit höherem Geldwert gelten besondere Preise

Germanische Götter u. Helden in christlicher Zeit

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform

Mit 140 Abbildungen

Von Dr. phil. E. Jung

Preis geh. Mk 75.—, geb. in Halbleinen Mk 90.—, in Ganzleinen Mk 100.—

Inhalts-Verzeichnis: 1. Deutsche Denkmälerforschung als Hilfswissenschaft der deutschen Geschichte, insbesondere der Geistesgeschichte. 2. Der Hain des Schwertgottes. 3. Der Untergang der alten Götter. 4. St. Johannis Minne. 5. Der einarmige Schwertgott und der Fenriswolf. 6. Thiodolf, Rolandsäule, Irminsul. 7. Die Lindwurmkämpfer der Heldensage. 8. Gottesurteile. 9. St. Oswald—Wodan. 10. Die hl. Kümmernis. 11. Der reitende Gott mit Mantel und Lanze. 12. Die drei Abgötter am Kirchturm. 13. Gnomen und Kobolde. 14. Die drei Schicksalsschwestern. 15. „Dem unbekannten Gotte". 16. Die ritterlichen Heiligen. 17. Der Lanzenschwinger und Seelenführer Wodan-Michael. 18. Der wilde Jäger. 19. Der Wettermacher Donar-St. Peter. 20. Sonnenverehrung. 22. Hakenkreuz und Sonnenrisse. 23. Heidenkirchlein. 24. Das Männliche. 25. Tieropfer. 26. Die Zuverlässigkeit der Volksüberlieferung in Sage und Sitte. 27. Die heraldische Lilie oder dreiflammige Kerze. 28. Die Bandverschlingung oder Verknotung. 29. Ausblicke.

Wem die vaterländische Geschichte und die Entwicklung seines Volkes am Herzen liegt, der greife zu diesem Buche. Es zeigt das allmähliche Eindringen des Christentums in die heidnisch-germanischen Glaubensvorstellungen, die kluge Art, mit der die Kirche schonend und vorsichtig das Heidentum zu überwinden suchte, und wie trotzdem heute noch uralte heidnisch-germanische Erinnerungen bewußt oder unbewußt in unserer Gegenwart wirklich und lebendig sind. Bayern und Württemberg finden besondere Berücksichtigung.

Die Entstehung der christlichen Glaubenslehren

Von Prof. Dr. August Dorner

Preis geheftet Mk 30.—, gebunden Mk 36.—

Eine Dogmengeschichte für gebildete Leser aller Stände ohne Gelehrten-Apparat, ohne lateinische und griechische Zitate, dabei aber ein streng wissenschaftliches Buch, das mit seinen straff geschlossenen Gedankengängen ernste Denkarbeit erfordert. Das Wesen des Christentums ist für Dorner die ethisch bestimmte Gottinnigkeit. Sein Zielgedanke ist, zu erweisen, wie sich dieses Prinzip in der Geschichte des Christentums immer energischer durchgesetzt und immer vollkommener dargestellt hat. *Kirchl. Anzeiger f. Württbg.*

Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion

Inhalt: 1. Wesen und Ursprung der Religion, ihre Wurzeln und deren Entfaltung von Prof. Dr. L. v. Schroeder, Wien. 2. Das Alte Testament im Lichte der modernen Forschung von Prof. D. H. Gunkel, Berlin. 3. Evangelium und Urchristentum (Das neue Testament im Lichte der historischen Forschung) von Prof. D. A. Deißmann, Heidelberg. 4. Heilsglaube und Dogma von Prof. D. Dr. H. Dorner, Königsberg. 5. Religion und Sittlichkeit von Prof. D. Dr. W. Herrmann, Marburg. 6. Christentum und Germanen von Sup. D. F. Meyer, Zwickau. 7. Wissenschaft und Religion von Prof. D. Dr. R. Eucken, Jena. 8. Religion und Schule von Prof. Lic. D. Dr. W. Rein, Jena. 9. Die gemeinschaftsbildende Kraft der Religion von Lic. D. G. Traub, Dortmund. 10. Das Wesen des Christentums von Prof. Lic. Dr. G. Wobbermin, Berlin.

Preis geheftet Mk 36.— gebunden Mk 42.—

Die Preise werden von Zeit zu Zeit dem Geldwert entsprechend neu festgesetzt